

# DIE WELTWOCHEN



## **Die Welt vergrünt**

Dem Klimawandel und dem CO<sub>2</sub> sei Dank.

*Von Benny Peiser und Matt Ridley*

## **Ungesteuerte Rackete**

Die zynische Show der deutschen «Sea Watch»-Aktivistin. *Von Alex Baur*

## **Verschandelung der Schweiz**

Architektur-Papst Köbi Gantenbein über Bausünden und ihre Heilung.

*Von Rico Bandle*

4 194407 006904 27

# Zauber des Mekongs – die Lebensader Südostasiens



## Siem Reap–Angkor Wat–Phnom Penh–Saigon mit RV Mekong Pandaw\*\*\*\*

- 1. Tag Zürich–Siem Reap** Individuelle Anreise zum Flughafen Zürich. Flug via Bangkok nach Siem Reap.
- 2. Tag Siem Reap** Ankunft in Siem Reap. Transfer zum Hotel. Mittagessen und Stadtbesichtigung.
- 3. Tag Siem Reap (Angkor Wat)** Ganztags Besichtigung von Angkor Wat mit Besuch des Banteay Srei Tempels.
- 4. Tag Siem Reap** Besichtigung von Angkor Thom mit dem Taphrom Tempel. Freie Zeit für Erkundungen.
- 5. Tag Siem Reap–Kampong Cham** Bustransfer mit Rast in Kampong Thom. Einschiffung und «Leinen los!».
- 6. Tag Kampong Cham–Kratie** Besichtigung der Ökotourismusstätte Koh Trong. Besuch einer Wiederaufforstung. Bootsausflug ab Kratie. Besuch des Tierweltgebiets und Beobachtung der Irrawaddy Delphine.
- 7. Tag Kratie–Koh Okna Tei** Fahrt Richtung Phnom Penh. Ausflug um die Insel von Koh Okna Tei (Silk Island). Beim Wat Chong Koh erleben Sie ein Segnungsritual. Fahrt mit Tuk Tuk zu einer Seidenproduktion.
- 8. Tag Phnom Penh** Morgens mit Fahrrad-Rikschas Besuche des Nationalmuseums, des Königspalastes und der Silberpagode. Nachmittags Ausflug zum ehemaligen Gefängnis «Toul Sleng» (S21) der «Roten Khmer».
- 9. Tag Phnom Penh–Grenze–Tan Chau** Schifffahrt zur vietnamesischen Grenze. Zoll- und Passkontrolle. Entdecken Sie das Kanalsystem um Tan Chau herum.
- 10. Tag Tan Chau–Con Phuoc Island–Cao Lanh** Schifffahrt nach Con Phuoc Island. Besichtigung der Insel mit Tuk-Tuk. Schifffahrt nach Cao Lanh. Besuch des Vogel-schutzgebietes von Gao Giong. Fahrt durch die Kanäle mit Ruderbooten zu den Nistplätzen.



Angkor Wat, Kambodscha

- 11. Tag Cho Lach Island–Ben Tre** Halt in Cho Lach Island. Schifffahrt nach Ben Tre. Fahrt mit Boot durch Mangroven- und Bambuswald zu Obstplantagen. Cocunut Workshop, Einführung in die Bienenindustrie.
- 12. Tag My Tho–Saigon** Schifffahrt nach My Tho. Ausschiffung und Bustransfer nach Saigon. Stadtrundfahrt mit chinesischem Viertel und prachtvoller Hauptpost.
- 13. Tag Saigon** Besuch des Ben Thanh Marktes. Kochkurs. Mittagessen der selbst gekochten Gerichte.
- 14. Tag Saigon–Bangkok** Freie Zeit. Nach dem Mittagessen Weiterreise gemäss Verlängerungsprogramm oder Besuch des Künstlerdorfs Ky Long Art. Transfer zum Flughafen und Flug nach Bangkok am Abend.
- 15. Tag Bangkok–Zürich** Abflug nach Mitternacht. Ankunft in Zürich am Morgen. Individuelle Heimreise.

### RV Mekong Pandaw\*\*\*\*

Das komfortabel eingerichtete Schiff bietet Platz für 48 Gäste. Die 24 Kabinen (ca. 16 m<sup>2</sup>) sind mit Dusche/WC, Föhn, Safe, individuell regulierbarer Klimaanlage, Panoramatüren und grosszügigem Stauraum unter den Betten ausgestattet. Auf der Veranda vor den Kabinen befinden sich bequeme Deckstühle. Die Mahlzeiten werden im Restaurant auf dem Hauptdeck eingenommen. Geboten werden asiatische und internationale Speisen. Bordausstattung: grosses, überdachtes Sonnendeck mit Liegestühlen und Bar, Salon, Fitness- und Messageraum sowie eine Bibliothek. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. **Nichtraucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).



Königspalast, Phnom Penh



2-Bettkabine Haupt- und Oberdeck (ca. 16 m<sup>2</sup>)



Restaurant



Salon

## 15 Tage ab Fr. 4590.–

(Nach Rabattabzug, günstigste Kategorie, inkl. Ausflüge, VP & Flug)

### Reisedaten 2019–2021 Es het solangs het Rabatt

05.11.–19.11.19	1000	03.11.–17.11.20	1000
14.01.–28.01.20	1000	26.01.–09.02.21	1000

### Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt mit Vollpension an Bord
- Übernachtungen in 4/5-Sterne-Hotels in Siem Reap und Saigon
- Flüge ab/bis Zürich mit Thai Airways in Economy (G-Klasse), inkl. Flughafentaxen, höhere Klasse gegen Zuschlag
- Alle Ausflüge gemäss Programm
- Trinkgelder und lokale Getränke (ohne Wein) an Bord
- Lokale Deutsch sprechende Bordreiseleitung
- Thurgau Travel Reisebegleitung



### Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Oberdeck hinten	5590
2-Bettkabine Hauptdeck	5890
2-Bettkabine Oberdeck	6190
Zuschlag Alleinbenutzung Oberdeck hinten	690
Zuschlag Alleinbenutzung Hauptdeck	890
Zuschlag Alleinbenutzung Oberdeck	1290
Zuschlag Business Class	auf Anfrage
Verlängerungsprogramm Hanoi/Halong Bay	1140
Einzelzuschlag Verlängerungsprogramm	490
Jahresversicherung Allianz Einzel/Familie	124/199

### Verlängerungsprogramm Hanoi/Halong Bay

**14. Tag Saigon–Hanoi** Flug nach Hanoi. Transfer zum Hotel und Abendessen. **15. Tag Hanoi** Besichtigungen Ho Chi Minh Mausoleum und Tempel der Literatur. Rikscha-Fahrt. Besuch Show «My Village». **16. Tag Hanoi–Halong Bay** Transfer und Einschiffung. Schifffahrt. Besuch Fischerdorf. **17. Tag Halong Bay** Schifffahrt. Halt bei einer Insel. **18. Tag Halong Bay–Hanoi–Bangkok** Besichtigung Tien Ong Cave. Ausschiffung, Bustransfer zum Flughafen, Mittagessen. Flug nach Bangkok. **19. Tag Bangkok–Zürich** Abflug nach Mitternacht. Ankunft in Zürich am Morgen. Ind. Heimreise.

Alle Ausflüge gemäss Programm inbegriffen | Programmänderungen vorbehalten | Reederei/Partnerfirma: Pandaw River Expeditions

Weitere Informationen oder buchen  
[www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch)

Verlangen Sie Karin Strübi  
Gratis-Nr. 0800 626 550



Thurgau Travel

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Amriswilerstrasse 12, 8570 Weinfelden  
Tel. 071 552 40 00, [info@thurgautravel.ch](mailto:info@thurgautravel.ch)



*Privatständchen:* Status-Quo-Leader Rossi (l.), Autor van Huisseling.

Eine Strafanzeige kann jeder gegen jeden einreichen, eine Strafuntersuchung kann auch Unschuldige schwer treffen. Bei laufenden Verfahren ist deshalb Zurückhaltung angezeigt. Trotzdem hat sich die *Weltwoche* entschlossen, die Strafuntersuchung gegen den Stadtzürcher Polizeikommandanten Daniel Blumer publik zu machen. Zum einen geht es um einen Sachverhalt, der unabhängig von einem allfälligen Verschulden des Kommandanten brisant ist. Zum anderen zeugt das Verfahren, das von Blumers Untergebenen ausgelöst wurde, von einer tiefen Verwerfung innerhalb des Korps. **Seite 31**

Wer ist Julia Hänni? Über Fachzirkel hinaus war die 42-jährige Nachwuchsprofessorin nicht bekannt – bis zu ihrer von lauten Nebengeräuschen begleiteten Wahl zur Bundesrichterin in der Sommersession. Das Parlament zog die CVP-Frau dem SVP-Kandidaten vor, obwohl die Volkspartei schon jetzt in Lausanne deutlich untervertreten ist. Im Vorfeld der Wahl verkaufte sich Hänni vor dem einschlägigen Publikum als stramm bürgerlich. Sie sei sogar gegen das Rahmenabkommen, berichteten SVP-Nationalräte nach einem Hearing. Stimmen die Berichte, so hat sich Hänni dabei ziemlich verbogen. Philipp Gut hat ihre juristischen Schriften ausgewertet und Überraschendes entdeckt: Hänni ist Co-Autorin eines Buches, das den EU-Beitritt der Schweiz fordert. Bei Ausschaffungen krimineller Ausländer sollten die Richter «rote Linien» ziehen. Modisch postuliert sie in ihrem jüngsten Aufsatz sogar ein Menschenrecht auf stabiles Klima. Mancher

SVPlers, der ihr die Stimme gab, dürfte sich verwundert die Augen reiben. **Seite 32**

Dass immer mehr Grünflächen verschwinden oder mit hässlichen Bauten verschandelt werden, gehört für viele Leute zu den grossen Ärgernissen im Land. Dies zeigen die hohen Zustimmungsraten bei Abstimmungen wie der Zweitwohnungsinitiative. Köbi Gantenbein gilt als eine Art Architekturpapst der Schweiz, seit Jahrzehnten beobachtet er, wie das Land laufend zubetoniert wird. Im Gespräch mit Rico Bandle erklärt er, welche Fehler in den letzten dreissig Jahren gemacht wurden und weshalb eine Zehn-Millionen-Schweiz kein Problem sei, wenn die Politik nur die richtigen Schlüsse ziehe. **Seite 54**

«Wie soll man wissen als Journalist, der Francis <Status Quo> Rossi zum ersten Mal trifft, ob man es tatsächlich mit dem Bandleader zu tun hat? Die langen Haare sind geschnitten respektive ausgefallen, die seinerzeitige Jeans-Uniform wurde längst gegen Kleidung, wie sie mancher Siebzigerjährige zu Hause trägt, getauscht.» Ähnliches hat wohl auch Rossi gedacht, weshalb er unserem Mitarbeiter Mark van Huisseling, der ihn in seinem Home-Studio südlich von London besuchte, auf verschiedenen Saiteninstrumenten, von der Mandoline bis zur Westerngitarre, Proben seines Könnens gab – ach was: ein Privatständchen brachte. Fazit des Journalisten: «Der Mann beherrscht mehr als drei Akkorde, mindestens vier.» **Seite 58**

*Ihre Weltwoche*

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,  
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch,  
leserbriefe@weltwoche.ch  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,  
E-Mail: verlag@weltwoche.ch  
**Internet:** www.weltwoche.ch  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch  
Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)  
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter  
www.weltwoche.ch/abo

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.),  
Beat Gygi (*Wirtschaft*)  
**Produktionschef:** Lukas Egli

**Redaktion:**  
Michael Bahnert, Rico Bandle (*Leitung Kultur*),  
Alex Baur, Erik Ebnetter, Katharina Fontana,  
Urs Gehriger (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser,  
Christoph Mörgeli, Florian Schwab,  
Roman Zeller (*Volontär*)

**Redaktionelle Mitarbeiter:**  
Miroslav Barták, Peter Bodenmann,  
Silvio Borner, Henryk M. Broder,  
Peter Hartmann, Pierre Heumann,  
Andreas Honegger, Mark van Huisseling,  
Hansrudolf Kamer, Peter Keller,  
Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl,  
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,  
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,  
Thomas Renggli, Chris von Rohr,  
Peter Ruch, Peter Rüedi,  
Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht,  
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp,  
Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger,  
Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*),  
Tamara Wernli, Max Wey,  
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),  
Kurt W. Zimmermann  
**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring  
**Layout:** Daniel Eggspühler (*Art-Director*),  
Karin Erdmann  
**Bildredaktion:** Jasmin Karim (*Assistentin*)  
**Korrektur:** Cornelia Bernegger (*Leitung*),  
Viola Antunovits, Renate Brunner,  
Nadia Ghidoli, Sandra Noser,  
Katharina Dillier, Dieter Zwicky  
**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*),  
Inga Huber

**Verlag:**  
**Verlagsleiter:** Sandro Gianini  
**Anzeigenverkauf:** Gabriel Lotti, Brita Vassalli  
**Anzeigen-Innendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07  
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch  
**Online-Vermarktung:** GLA United  
**Tarife und Buchungen:** weltwoche@gla-united.com

**Betriebsleiter:** Guido Bertuzzi  
**Druck:** Print Media Corporation, PMC,  
Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.  
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

# BODENHEIZUNG ÜBERPRÜFEN – ÄRGER VERMEIDEN

Nach 30 Betriebsjahren empfiehlt sich dringend eine vorbeugende Zustandsanalyse der Bodenheizung. Mit dem HAT-System bieten wir Ihnen die nachhaltige und bewährte Problemlösung an – seit 20 Jahren.

## Bodenheizungen halten nicht ewig

Bodenheizungen sind bei uns sehr beliebt, weil sie einen hohen Komfort ausstrahlen. Doch sie halten nicht ewig. Gewisse Bereiche im Haus werden vielleicht nicht mehr so warm wie früher und die Räume lassen sich nicht wie gewünscht einregulieren. Dann ist es Zeit für eine gründliche Analyse. Nach 30 Jahren besteht die Gefahr, dass die Rohre Ihrer Bodenheizung deutliche Alterserscheinungen aufweisen. Denn die in Böden verlegten, wasserführenden Leitungen sind äusseren Einflüssen ausgesetzt. Sauerstoffdiffusion und Temperaturschwankungen führen dazu, dass das Rohrmaterial in Mitleidenschaft gezogen wird. Versprödung und Verschlammung sind die Hauptgründe für ineffiziente Bodenheizungen. Wenn Sie nichts unternehmen, besteht die Gefahr eines Kollapses. Vor allem betroffen sind Systeme, die zwischen 1970 und 1990 verbaut wurden, weil in diesem Zeitraum hauptsächlich einfacher Kunststoff als Rohrmaterial zum Einsatz kam. Neuere Bodenheizungsrohre hingegen haben einen Aluminiumkern und lassen dadurch kaum Sauerstoffeintrag zu.

## Kalte Füsse. Wie weiter?

Wenn Sie mit ersten negativen Anzeichen konfrontiert sind, lohnt es sich, einen Fachmann hinzuzuziehen. Dabei ist es wichtig, dass Ihre Anlage vor Ort genauestens untersucht wird. Es müssen sämtliche Komponenten miteinbezogen und die Ergebnisse anhand von normierten SWKI-Richtwerten interpretiert werden. Erst nach einer umfassenden Zustandsanalyse wissen Sie Bescheid, wie es wirklich um Ihre Bodenheizung steht. Eine solche Analyse ist schon für wenige hundert Franken zu realisieren.

## Wie behebe ich die Probleme?

Früher gab es für marode Bodenheizungen nur eine Lösung – den Totalersatz. Seit 1999 ist aber eine schonende und dennoch nachhaltige Alternative auf dem Markt. Die Rohrrinnensanierung mittels Innenbeschichtung namens HAT-System. Das Originalverfahren aus dem Hause Naef GROUP schützt alte Bodenheizungen nachhaltig, und dies ganz ohne Baustelle. Immer häufiger werden auch simple Spülungen und Reinigungen angeboten. Es ist wichtig zu wissen, dass damit die Probleme, gerade bei alten, einfachen Kunststoffsystemen nicht behoben werden. Im besten Fall wird der Fortschritt der Verschlammung etwas eingedämmt. Das eigentliche Problem – die Versprödung des Rohrmaterials – wird dadurch nicht nachhaltig behoben.

## Sanieren mit dem Original

Mit dem HAT-System wird eine Bodenheizung dagegen nachhaltig saniert. Das ist massiv aufwändiger im Einsatz als einfache Reinigungsmethoden. Dank der Innenbeschichtung, welche nach DIN 4726 Norm diffusionsdicht ist, entsteht im alten Rohr eine Schutzschicht, welche die Alterung stoppt. Das HAT-System ist das einzige Rohrrinnensanierungsverfahren, das Fussbodenheizungen der ersten Generation gemäss DIN 4726 Norm diffusionsdicht macht. Wenn Sie also eine nachhaltige Erweiterung der Lebensdauer Ihrer Bodenheizung mit 10-jähriger Garantie wünschen, kontaktieren Sie uns. Vorab empfehlen wir Ihnen immer unsere umfassende Zustandsanalyse.



## ZUSTANDSANALYSE

### Jetzt vorbeugende Analyse buchen

Die Zustandsanalyse wird durchgeführt von einem Spezialisten der Naef GROUP, HAT-Tech AG, bei Ihnen vor Ort für nur **CHF 390.-**. Die Analyse beinhaltet eine aktuelle Zustandserfassung nach geltenden Richtlinien und eine Beratung über weitere Schritte. Das Angebot gilt in der Deutschschweiz.

- Ja, ich bin interessiert an einer Zustandsanalyse.
- Ja, senden Sie mir Unterlagen zum HAT-System.

Name

Vorname

Strasse

PLZ/Ort

Jahrgang Liegenschaft

Telefon

E-Mail

Datum

Unterschrift

Titel: Weltwoche, Juli 2019

Talon bitte einsenden oder anrufen:

**Naef GROUP**  
**Wolleraustrasse 41,**  
**8807 Freienbach**  
**E-Mail: [info@naef-group.ch](mailto:info@naef-group.ch)**  
**Tel.: 044 786 79 00**  
**Fax: 044 786 79 10**  
**[www.naef-group.ch](http://www.naef-group.ch)**

 **Naef** Rohrrinnensanierungen | Das Original  
GROUP | Schweizweit führend seit 1985



# Erpressung

**In Europa wird wieder scharf geschossen. Auf die Schweiz. Der Bundesrat macht keinen Mucks. Wir haben die freundlichste Regierung der Welt. Von Roger Köppel**

Staaten dürfen sich nie erpressen lassen. Wer sich einmal erpressen lässt, wird immer wieder erpresst. Die Schweiz lässt sich gegenwärtig von der EU erpressen.

Wer das noch nicht gemerkt hat, wer es verdrängt oder wer es nicht zur Kenntnis nehmen will, kann sich die Vorgänge ums institutionelle Rahmenabkommen anschauen.

Seit elf Jahren drängt die EU auf diesen Vertrag. Sie will das bisherige, bewährte bilaterale Verhältnis auf Augenhöhe beenden.

Neu soll die Schweiz einen Vertrag unterzeichnen, der die EU als Gesetzgeber in der Schweiz installiert mitsamt EU-Richtern, EU-Sanktionen und EU-Guillotinen.

Es wäre das Ende der Schweiz, wie wir sie kennen. Die gleichberechtigte zweiseitige Beziehung wäre Geschichte. Mit dem Rahmenvertrag gibt die EU die Befehle. Die Schweiz muss gehorchen.

Mehr noch: Die Schweiz würde sich politisch verpflichten, «freiwillige» jährliche Beiträge an die EU zu zahlen, eine Art Tributzahlungen. FDP-Nationalrat Hans-Peter Portmann, der solche Zahlungen gut findet, nennt es «freiwillig unter Druck».

Die finanzielle Dimension ist wichtig. Die EU braucht dringend Geld. Nach dem Austritt der Briten fehlt ein potenter Nettozahler. Die Schweiz soll in die Bresche springen.

Brüssels Geldnot ist gross. Nur drei Zahlen: Die EU stellt 7 Prozent der Weltbevölkerung, Tendenz sinkend. Sie produziert 17 Prozent des weltweiten Wohlstands, Tendenz sinkend. Aber sie muss 50 Prozent der weltweiten Sozialleistungen zahlen, Tendenz steigend.

Klar: In dieser Schieflage will, ja muss die EU ans Geld der Schweizer. Die Tresore sollen geknackt, die Portemonnaies geräumt werden.

Das geht am besten, wenn man sich die Schweiz auf Vorrat schon mal rechtlich, rahmenmässig einverleibt. Der institutionelle Vertrag ist das Werkzeug, mit dem man die Schweizer ausnehmen kann, ohne dass sich die Schweizer noch wirksam wehren können.

Dass die EU das will, ist nachvollziehbar. Dass der Bundesrat ernsthaft darüber nachdenkt, diesen selbstzerstörerischen Unsinn mitzumachen, ist schwerer zu erklären.

Wir hatten gedacht, dass der jüngste Drohbrief aus Brüssel das Fass in Bern nun allmäh-



**Drohbrief:** EU-Kommissar Hahn.

lich zum Überlaufen bringt, aber Fehlanzeige auch hier. Kein Mucks, kein Räuspern, kein Lüftchen aus Bern, obschon Brüssel mittlerweile die schwere verbale Artillerie auspackt.

Nur Blinde und Leute, die in die EU rennen wollen, können es übersehen: Die EU erpresst seit Jahren die Schweiz. Sie mäkelte, sie kritisiert, sie droht. Sie straft und diskriminiert.

Wollen wir uns wirklich an einen Verein anbinden, der seine Mitglieder mit Gewalt anwirbt? Hat es die Schweiz nötig, sich einer europäischen Diskriminierungsgemeinschaft anzuschliessen?

Das wäre neu.

Wenn die «störrischen Schweizer» (Manfred Weber) nicht spüren, wenn sie nicht nach der Pfeife Brüssels tanzen, breiten die Eurokraten ihre Folterinstrumente aus.

Sie plagen Studenten, boykottieren die Börsen, wollen die Universitäten auflaufen lassen. Und alles nur deshalb, weil sich das Schweizer Volk und Teile der Politik richtigerweise nach wie vor weigern, einen Vertrag zu unterschreiben, der Volk, Parlament und Bundesgericht weitgehend entmachten würde.

Und willst Du nicht mein Bruder sein, so schlag ich Dir den Schädel ein.

Letzte Woche legte die EU ein Scheitchen nach. EU-Kommissar Johannes Hahn versendete ein Geheimschreiben an Kommissionspräsident Juncker, um sich über die Eidgenossen zu beschweren.

Die Wortwahl ist herrisch, arrogant, geradezu kriegerisch.

Für Hahn ist die Schweiz kein gleichberechtigter Handelspartner oder guter Kunde, sondern ein parasitärer «Nutzniesser des EU-Binnenmarkts».

Er habe den Eindruck, moniert Hahn, dass die Schweiz «auf Zeit» spiele. Der Bundesrat arbeite «nicht hart genug an der nationalen Landezone».



**Mäuschenstill:** Bundesrat Maurer.

Damit will der hohe Funktionär sagen, der Bundesrat solle sich gefälligst beeilen, die Direktiven aus Brüssel zu vollstrecken.

Man merkt an solchen Sätzen, dass die Union von Staaten gegründet worden ist, die bis vor kurzem noch Monarchien oder Diktaturen waren.

Deshalb, so Hahn weiter, müsse man die Schweizer Börse strafen, denn dieser «Warnschuss vor den Bug» sei genau das, «was die Schweizer jetzt brauchen».

So tönt es also aus dem Friedenshauptquartier des Friedensprojekts EU. In Europa wird wieder geschossen. Auf die Schweiz.

Hahn begründet: «Wir können die Verzögerungstaktik nicht mehr dulden, erst recht nicht in der Entscheidungsphase des Brexit.»

Erhellend: Die EU will die Schweiz verprügeln, um den Briten eine Lektion zu erteilen.

Hahns Drohbrief verhallte gespenstisch geräuschlos in den Marmorhallen des Bundeshauses.

Hat die Schweizer Regierung verlernt, sich gegen Erpresser zu wehren?

Noch vor zwanzig Jahren war es anders. Da weigerte sich der Bundesrat bei den nachrichtenlosen Vermögen standhaft, den direkten Geldforderungen nachzugeben. Er sagte nein.

Schliesslich wollte er dann doch noch eine scheinfreiwillige «Solidaritätsstiftung» nachschieben. Doch Volk und Stände durchschauten den Plan und lehnten an der Urne ab.

Die Erpressung wurde abgewehrt.

Und heute? Die EU droht. Die EU schießt. Die EU erpresst. Brüssel erklärt der Schweiz verbal den Krieg.

Doch der Bundesrat bleibt mäuschenstill. Keine Protestnote, keine freundliche Zurückweisung des EU-Unterwerfungsvertrags.

Wir haben die freundlichste, die einfühlsamste Regierung der Welt. Oder einfach nur die schwächste?



Showdown: Aktivistin Rackete. Seite 12



Was ist los in Bern? Pilatus-Maschine. Seite 35



«Wenn man mit dem Präsidenten spricht, ist er unglaublich offen. Er ist unglaublich lustig.»

Matt Schlapp über Trump: Seite 42

## Titelgeschichte

- 16 **Es grünt auf der Welt**  
Eine positive CO<sub>2</sub>-Bilanz
- 18 **Debatte**  
Hitzestress im Büro
- 19 **Ausbreitung der Vegetation**  
Nahrung für Tier und Mensch

## Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 9 **Kommentare**  
Applaus für den Rechtsbruch
- 10 **Börsenstreit** Die Festung hält
- 10 **Nahost** Nichts wie weg!
- 11 **Herodot** Sommerärgernisse
- 12 **Kopf der Woche**  
Racketes Sommerspektakel
- 20 **Essay der Woche**  
Brütende Gedanken zur Sommerhitze
- 22 **Mörgeli**  
Levrat, der Bankenerpresser
- 22 **Bodenmann**  
Gössi hat Wasserfallen totgebissen
- 23 **Medien** Alarm, es ist warm
- 23 **Die Deutschen** Ist was?

## Inland

- 21 **Aus dem Archiv** Hitzesommer 1947
- 26 **«Niemand ist so streng gegenüber einer Frau wie andere Frauen»**  
Interview mit den Scheidungsanwältinnen Daniela Fischer und Silvano Arpino
- 30 **Gegenrede** Ruedi Noser:  
CO<sub>2</sub> verringern, Wohlstand sichern
- 31 **Von Jägern zu Gejagten**  
Strafverfahren gegen den Zürcher Polizeikommandanten Daniel Blumer

- 32 **Julia Hänni**  
Bundesrichterin will EU-Beitritt und Menschenrecht auf Klimaschutz
- 34 **Qualitätsjournalist ausser Dienst**  
Felix E. Müller und das «Bundesratslexikon»
- 35 **Pilatus-Werke**  
Seldwyla im Aussendepartement
- 36 **Jean-Philippe Gaudin**  
Geopolitik beim Weisswein
- 38 **Abschied von den Praktikern**  
Das Problem der Fachhochschulen

## Ausland

- 13 **Berlin** Im Traumreich
- 44 **Inside Washington** Faust im Nacken
- 46 **Thilo Sarrazin** Deutschlands Köpfe
- 49 **Prügelei im Altersheim**  
Spitzenjobs in der EU
- 50 **Régis Debray**  
Keiner will für Europa sterben

## Wirtschaft & Wissenschaft

- 29 **Wirtschaft** Wie die zweite Säule zum Sozialfall wird
- 40 **Steuervogts Rückkehr**  
Die OECD und die Schweiz

## Kultur & Gesellschaft

- 52 **Ikone der Woche** Hip um die Hüfte
- 54 **Köbi Gantenbein**  
Die zubetonierte Schweiz
- 57 **Lukas Leuenberger**  
Aufschrei eines Altstadtopfers
- 58 **Rockmusiker Francis Rossi**  
Langer Kampf um den Status quo

## Interview

- 42 **US-Polit-Strategen Matt Schlapp**  
«Trump ist zu ehrlich»

## Rubriken

- 9 **Im Auge**  
Mauro Colagreco, weltbestener Chef
- 14 **Personenkontrolle**
- 15 **Nachruf I** Mordillo
- 24 **Darf man das?**
- 24 **Leserbriefe**
- 25 **Fragen Sie Dr. M.**
- 41 **Nachruf II** Auktionator Pierre Koller
- 60 **Die Bibel** Handwerker und Intellektuelle
- 60 **Kino** U-Boot-Drama «Kursk»
- 61 **Knorrs Liste**
- 61 **Jazz** Bill Evans in England
- 62 **Thiel** Beim Coiffeur
- 62 **Namen**  
Perfekte Überraschung
- 62 **Fast verliebt** Schön trinken
- 63 **Unten durch** Pressen
- 64 **Wein** Naturaplan  
Bio-Château-neuf-du-Pape  
Terra Amata 2017
- 64 **Salz & Pfeffer**  
Memories im «Grand Resort Bad Ragaz»
- 65 **Auto** Mercedes-AMG GT C Roadster
- 66 **Tamaras Welt**  
Trump-Story ohne Brisanz

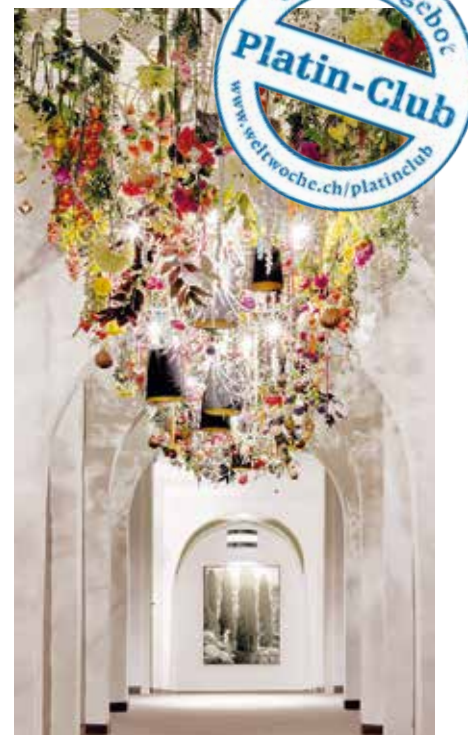


# Klimakunde für die Schule

Ein Lehrmittel der *Weltwoche*.  
Erscheint als Beilage am 11. Juli

**Haben Sie schon ein Abo?**

Jetzt bestellen: 043 444 57 01  
kundenservice@weltwoche.ch  
[www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)



## VIP-Arrangement: «Giardino Mountain» Luxus am Puls der Bergwelt

Das Engadin inmitten der Schweizer Alpen ist voller Spannung: Energie trifft auf atemberaubende Schönheit. Genauso ist es im «Giardino Mountain», dem 5-Sterne-Hotel im malerischen Champfèr bei St. Moritz. Hier geniessen Sie luxuriöse Entspannung und aktive Herausforderungen auf höchstem Niveau.

Das «Giardino Mountain» ist ein unvergleichlicher Rückzugsort. Mit Blick auf den Silvaplannersee und das Panorama des Oberengadins bietet es alles, was man sich zum Erholen und Geniessen nur wünschen kann. Als Ort der Kraft und der Inspiration ist es der perfekte Ausgangspunkt für Entdeckungen quer durch das majestätische Bergmassiv.

### Tradition und Moderne

Historisch und topmodern, bodenständig und kosmopolitisch – hier werden Gegensätze zu neuem Leben erweckt. Das ehemalige Mädcheninternat aus dem 18. Jahrhundert wurde 2011 aufwendig restauriert und 2015 vom Reisemagazin *Geo Saison* als «schönstes Berghotel Europas» ausgezeichnet.

Mit einzigartigem Charme vereint das «Giardino Mountain» moderne Schweizer Architektur mit

traditioneller Engadiner Hausmalerei und zeitgenössischem Interieur. In den 77 individuell eingerichteten Zimmern und Suiten trifft alpiner Chic auf mediterrane Lässigkeit.

### Kulinarischer Hochgenuss

Das «Giardino Mountain» bietet eine Vielzahl kulinarischer Erlebnisse. Im Hauptrestaurant «Hide & Seek» wird ayurvedisch inspirierte Küche serviert. In der Wintersaison sind zusätzlich die «Stüva» mit herzhaften Bündner Spezialitäten sowie das Highlight, das 2-Sterne-Restaurant «Ecco St. Moritz» geöffnet.

### Power Retreat

Haben Sie Lust auf Wellness, Fitness und Lifestyle-Therapien? Im «Dipiù», dem topmodernen Spa auf 2000 Quadratmetern, finden Sie vom Innenpool über Saunaoasen bis zu Ruheazonen alles zum Abschalten und Auftanken.

### Platin-Club-Spezialangebot

**Exklusives Leserangebot:**  
VIP-Arrangement im «Giardino Mountain», Champfèr

#### Leistungen:

- 3 Übernachtungen
- Reichhaltiges Frühstücksbuffet
- Fr. 50.– Resort Credit pro Zimmer, einlösbar im Restaurant oder Spa
- Zutritt zum «Dipiù»-Spa
- Transfer Bahnhof St. Moritz–Hotel bei An- und Abreise
- Bergbahnticket Oberengadin

#### Spezialpreise (pro Person im DZ):

ab Fr. 365.– (statt Fr. 575.–)  
Zusatznacht: 20% Ermässigung

#### Buchung:

Gültig vom 4. Juli bis 22. Juli 2019 und vom 4. August bis 15. September 2019. Reservieren Sie Ihr Arrangement unter Tel. 0800 333 313 oder per E-Mail an [reservation@giardino.ch](mailto:reservation@giardino.ch). Bitte Kennwort «Weltwoche» angeben.

#### Veranstalter:

Giardino Group AG, Zürich  
[www.giardino.ch](http://www.giardino.ch)

[www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)



# Applaus für den Rechtsbruch

Von Katharina Fontana — Der Fall der deutschen Kapitänin, die sich mit Italiens Regierung anlegt, polarisiert auch in der Schweiz. Regierungsräte beklatschen, dass Italiens Grenzen nicht respektiert werden. Im Ernst?



Mit Moral auftrumpfen: Justizdirektor Peyer.

An Carola Rackete scheiden sich die Geister. Die 31-jährige Frau hatte sich dem Verbot der italienischen Behörden widersetzt und war mit dem Rettungsschiff «Sea-Watch 3» mit rund vierzig Migrant\*innen an Bord am Samstag in den Hafen von Lampedusa eingefahren. Beim Anlegen hatte sie ein Schiff der italienischen Finanzpolizei gerammt, was die Stimmung ihr gegenüber nicht gerade verbesserte und Innenminister und Lega-Chef Matteo Salvini zu Schimpftiraden an die Adresse der «deutschen Verbrecherin» verleitete. Der Empfang Racketes in Italien war denn auch keineswegs freundlich, die junge Frau mit den Dreadlocks wurde vorerst unter Arrest gestellt. Sie muss damit rechnen, dass man ihr unter anderem wegen Beihilfe zur illegalen Einwanderung den Prozess macht.

In ihrem Heimatland dagegen wird Rackete als Heldin gefeiert, fast schon als Heilige verehrt, es gibt Mahnwachen für sie, die Seenotretter verzeichnen Rekordspenden, der deutsche Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier fühlte sich berufen, gegenüber Italien den Moralapostel zu spielen, ebenso wie sein französischer Kollege Emmanuel Macron. Da wollte natürlich auch Peter Peyer nicht zurückstehen. Wem der Name nichts sagt: Peyer ist Justiz-, Sicherheits- und Gesundheitsdirektor des Kantons Graubünden.

«Wann kommt der Tag, an dem #Salvini vor Gericht gestellt wird? Freiheit für #CarolaRackete und #SeaWatch3, aber subito», twitterte Peyer im Befehlston.

Nun bleibt es Peyers Geheimnis, warum Salvini vor Gericht gehört. Welchen strafrechtlichen Tatbestand soll er erfüllt haben? Geht es darum, dass er sich für die Einhaltung des nationalen Rechts einsetzt? Für den Schutz der italienischen Grenze? Dafür, dass der Zustrom unerwünschter Migrant\*innen über das Mittelmeer gestoppt wurde, womit Italien auch für das ach so noble Deutschland die Kastanien aus dem Feuer holt? Oder wollte Peter Peyer aus Chur einfach einmal seine Abscheu vor dem bösen Populisten in Rom ausdrücken? Nun mag man Peyer zugutehalten, dass er in diesen Dingen wahrscheinlich nicht so bewandert ist: Bevor der SP-Mann letztes Jahr in die Kantonsregierung gewählt wurde, war er Gewerkschaftssekretär und Kindergartenlehrperson. Doch Peyer ist kein Einzelfall, auch die Zürcher SP-Justizdirektorin Jacqueline Fehr bekundete auf Twitter Unterstützung für Racketes Aktion, zumindest implizit.

## Politik diktiert Regeln

Es irritiert schon beträchtlich, wenn kantonale Justizdirektoren einen Rechtsbruch beklatschen, wie ihn die Deutsche und ihre Helfer mit dem erzwungenen Einlaufen ihres Schiffs in Lampedusa begangen haben. Ganz abgesehen davon, dass eine solche Aktion weitere Migrant\*innen zur gefährlichen Reise übers Mittelmeer bewegen dürfte: Es geht schlicht nicht an, unter Berufung auf die Moral Gesetze zu missachten, sofern keine unmittelbare Lebensgefahr besteht. Wollte man so argumentieren, gäbe es Rechtsverletzungen noch und noch. In einer funktionierenden Demokratie wie Italien kann man sich nicht auf ein Widerstandsrecht berufen, um Häfen zu stürmen und Migrant\*innen ins Land zu bringen. Es ist die Politik, welche die Regeln diktiert – und es sind nicht die Seeretter aus dem Norden, und es ist auch nicht Peter Peyer aus Chur. Zudem darf man von kantonalen Justizdirektoren erwarten, dass sie staatspolitisches Gefühl an den Tag legen und ihr Amt würdig ausüben. Sich mit Twitter-Botschaften gegenüber ausländischen Innenministern aufzuspielen, zählt nicht dazu.

Mehr zum Thema: Seite 12

# 39 Tomatensorten



Mauro Colagreco, weltbeste\*r Chef.

Argentinien hat zwei Devisen. Den Peso mit seinen zerstörerischen Entwertungsschüben, und die Parallelwährung, den *asado*. Ein *asado* ist jedoch kein Papiergeld, sondern riecht gut, eine riesige Grillplatte, ein Fest, eine Metzgete hauptsächlich aus Rindfleischstücken. Der Argentinier ist, wenn er isst. Mauro Colagreco brach sein Ökonomiestudium ab und verzichtete auf die Zukunft in Vaters Fabrik in La Plata. Inspiriert durch die duftenden elf Ofenbrotsorten seiner italienischen Grossmutter, besuchte er eine Kochschule. Er spielte auch nicht Fussball wie die Landesheiligen Maradona und Messi, sondern Rugby, sah aber seine Chance gleichfalls nur im Ausland und kam mit 23 nach Frankreich an die Hotelfachschule in La Rochelle. Er ergatterte eine Praktikantenstelle beim berühmten Bernard Loiseau in Saulieu und landete auf der abgründigen, vergänglichen Seite seines Traumberufes: Der grosse Chef wurde vom «Gault-Millau» um zwei Punkte kürzer gemacht und beging Selbstmord. Colagreco zog weiter durch die Tempel der Drei-Sterne-Gastronomie: «L'Arpège», «Plaza Athénée», «Grand Véfour». Mit dreissig machte er sich selbständig, in Menton, 300 Meter von der Grenze zu Italien entfernt, und bereits nach einem Jahr dekorierte der «Guide Michelin» sein «Mirazur» mit dem ersten Stern, 2012 mit dem zweiten, letztes Jahr mit dem dritten.

Auf einer Konferenz lernte er seine zweite Frau und rechte Hand kennen, die Dolmetscherin Julia aus Rio, die eigentlich Diplomatin werden wollte. Das Erfolgsrezept ihrer Ehe, wie sie sagt: Sie lassen die Küche nie in ihr Privatleben, ausser, wenn sie einkaufen gehen auf dem Markt. In Gehdistanz zu ihrem Haus haben sie drei Gemüsegärten angelegt, kleine Paradiese für ihren grünen Daumen, allein 39 verschiedene Tomatensorten sollen dort wachsen und fünf Gärtner darüber wachen. Insgesamt beschäftigt das «Mirazur» 45 Personen, gilt aber als das günstigste Lokal seiner Klasse, und das ist nicht alles: Mauro Colagreco ist gerade zum weltbesten *chef* erkoren worden. Peter Hartmann

## Die Festung hält

Die EU attackiert die Schweizer Börse. Das Abwehrdispositiv des Bundesrates hält.

Brüssel hatte es als Mittel geplant, um die Schweiz beim Rahmenvertrag in die Knie zu zwingen und gleichzeitig die frechen Brexit-Briten einzuschüchtern: das Aufkündigen der Anerkennung der Schweizer Börse als gleichwertig mit Handelsplätzen in der EU. Damit sollte es Händlern aus der EU verboten werden, Aktien an der Schweizer Börse SIX zu handeln.

Laut EU-Recht kann Brüssel den Händlern in der EU verbieten, bestimmte Aktien an ausländischen Börsen zu handeln. Dies aber nur, sofern diese Aktien auch an Börsen innerhalb der EU erhältlich sind, was für alle wichtigeren Schweizer Aktien zutrifft. Doch das Finanzdepartement (EFD) von Ueli Maurer (SVP) fand eine Möglichkeit, den Spiess umzudrehen: Es drohte, den Handel von in der Schweiz kotierten Aktien auf EU-Börsen zu verbieten. Damit sollte der unfreundlichen Massnahme der EU die Grundlage entzogen werden.

Trotz dieses sorgsam vorbereiteten Abwehrdispositivs stoppte die EU die Anerkennung der Gleichwertigkeit per 1. Juli, worauf das EFD seinen Plan aktivierte.

Die Aktivität an der Schweizer Börse an den ersten beiden Handelstagen legt nahe, dass es Bern tatsächlich gelungen ist, Brüssel auszustechen. Bei den Aktien des SMI bewegte sich der Tagesumsatz an der SIX sowohl am Montag als auch am Dienstag rund 4 Prozent über dem Durchschnitt des vergangenen Quartals. Von einem Einbruch des Handelsvolumens kann also keine Rede sein. Feuertaufe bestanden.

### Avancen aus London

Auch in Sachen Abschreckung der Briten wendet sich das Instrument jetzt gegen die EU-Kommission. Der britische *Telegraph*, die bei den regierenden Tories beliebteste Lektüre, brach eine Lanze für eine engere Zusammenarbeit der Finanzplätze London und Zürich. Die EU habe eine «Gelegenheit für die Briten geschaffen, sich mit den Schweizern zusammenzutun».

Das Blatt erinnert daran, dass London der zweitwichtigste Finanzplatz weltweit ist (nach New York). Zürich kommt auf Rang acht. Frankfurt, als Spitzenreiter in der EU ohne Grossbritannien, belegt erst Platz zehn. Wenn sich Zürich, Genf, London, Edinburgh und Glasgow unter gemeinsamen, liberalen Regeln zusammäten, dann entstünde laut *Telegraph* «eine echte europäische Alternative zu den Finanzzentren der EU». Florian Schwab

## Nichts wie weg!

Von Pierre Heumann — Mehr als die Hälfte der arabischen Jugendlichen wollen in den Westen. Eine Umfrage zeigt: Europa ist bei ihnen als Migrationsziel besonders beliebt.



Angst vor einer Diktatur: Café in Tunis.

Zu wenig Jobs, zu viel Religion, kein Vertrauen in die Regierung: Um ihren Traum von einem wirtschaftlichen Leben zu realisieren, liebäugeln Hunderttausende junger Menschen im arabischen Raum mit einer Migration in den Westen. Das zeigt eine repräsentative Umfrage, der letzte Woche publizierte «Big BBC News Arabic Survey». Ob Algerier, Ägypter, Jordanier, Libanesen, Marokkaner, Palästinenser oder Tunesier: Mehr als die Hälfte der befragten Araber im Alter von 18 bis 29 Jahren ziehen eine Auswanderung in Betracht. Im Vergleich zur letzten Befragung vor drei Jahren ist das ein Anstieg um 10 Prozent.

Extrem sind die Ergebnisse vor allem in Marokko: Dort denken 70 Prozent der jungen Erwachsenen über ein Leben im Westen nach.

Die Zahlen seien «alarmierend», sagt Mohammed Masbah vom Moroccan Institute for Policy Analysis in Rabat und denkt vor allem an den Brain-Drain. Doch auch für den Westen ist das Ergebnis beunruhigend: Es lässt eine neue Migrationswelle erahnen.

### Unbeliebtes Amerika

In Nordafrika gilt vor allem das nahe Europa als Wunschheimat. In Tunesien schwärmen 57 Prozent, in Marokko 64 Prozent und in Algerien gar 66 Prozent der Jungen davon, in Europa eine neue Existenz aufzubauen. Die

USA werden demgegenüber von deutlich weniger jungen Arabern als erstrebenswerte Heimat gesehen, zum Beispiel von 12 Prozent in Marokko oder in Tunesien. Das Image der Vereinigten Staaten ist im arabischen Raum denkbar schlecht. In acht der elf untersuchten Länder geben mindestens 60 Prozent der Befragten an, dass Gewalt gegen die USA die «logische Konsequenz» der Einmischung in der Region sei.

Als einen der Gründe für den Hang zur Emigration in den Westen nennt Masbah ein mangelndes Vertrauen der Jugend in die Regierung. Der Nachwuchs glaube nicht, dass die Politiker fähig seien, genügend Jobs zu schaffen. Zudem seien die unter Dreissigjährigen der Meinung, dass sie vom Staat zu wenig Unterstützung erhielten und dass sie darauf Anspruch hätten. Das Schulsystem und die Ausbildung stiessen bei den Jugendlichen ebenfalls auf Kritik. Sie zögen deshalb ein Studium im Westen vor.

Ferner beurteilten Jugendliche den Einfluss religiöser Institutionen als «zu stark». Damit einher gehe auch eine weitverbreitete Abnahme des Vertrauens in religiöse Leitfiguren – besonders ausgeprägt sei das in Marokko. Je besser ausgebildet die Leute seien, desto eher würden sie dazu neigen, die Macht religiöser Institutionen in Frage zu stellen, meint Masbah.

### Weder radikal noch revolutionär

Dass in der überwiegenden Mehrheit der untersuchten Länder die Regierungen die Erwartungen der Bürger nicht erfüllen, ist ein wichtiger Faktor für die Auswanderung. Sorge bereitet vielen Befragten aber auch die zunehmende Gewalt in ihrer Heimat und die Angst vor einer Diktatur. So sind laut Umfrage ein Viertel der Sudanesen und mehr als 60 Prozent der Algerier überzeugt, dass die letzten Wahlen weder frei noch fair waren.

Die Träume junger Araber seien weder radikal noch revolutionär, kommentierte Afshin Molavi von der Johns-Hopkins-Universität Ende Mai eine vergleichbare Studie. Deren Autoren waren ebenfalls zum Schluss gekommen, dass im Urteil junger Araber die Religion im Mittleren Osten eine zu grosse Rolle spiele. Anders als ihre Eltern würden sie zwar nicht dazu neigen, sich von Utopien und deren Verheissungen täuschen zu lassen. Aber junge Araber würden sich auch keine Illusionen über den politischen Willen oder die Fähigkeit der Regierungen machen, ihr Leben zu verbessern.



Herodot

## Sommerärgernisse

Von der Kanonenboot-Diplomatie der EU bis zu den mehlig-wässrigen Schweizer Tomaten.

Im 19. Jahrhundert fuhren die europäischen Mächte mit Kanonenbooten vor, um schwächere Staaten zur Unterzeichnung unvorteilhafter Verträge zu nötigen. Die USA riefen auf einem Kanonenboot gleich die Unabhängigkeit der kolumbianischen Provinz Panama aus, nachdem sich der kolumbianische Senat geweigert hatte, ihnen die Souveränität über die Kanalzone abzutreten.

Nicht nur Trumps USA, sondern auch die EU unter dem abtretenden Kommissionspräsidenten aus der Grossmacht Luxemburg scheint sich an die Methoden ihrer Altvorderen zu erinnern. Die sachlich völlig ungerechtfertigte Verweigerung der Börsenäquivalenz, die zudem mit den bilateralen Verträgen rein gar nichts zu tun hat, ist ein modernes Pendant zur Kanonenboot-Diplomatie des 19. Jahrhunderts.

Offensichtlich ist das Rahmenabkommen InstA für die Schweiz derart vorteilhaft, dass man uns mit dem Brecheisen zur Unterzeichnung bewegen muss. Wäre es ausgewogen oder gar im Interesse der Schweiz, wie manche behaupten, wäre dies wohl kaum nötig. Bloss weil es ihren Bürokraten zu mühsam ist, die auch für die EU höchst vorteilhaften bilateralen Verträge immer wieder anzupassen, würde diese wohl kaum zu derart erpresserischen Methoden greifen.

Vielmehr zeigt ihr Vorgehen, dass es der EU um die strategische «Eingemeindung» der Schweiz geht. Der Fremdkörper in ihrem Herzen soll gleichgeschaltet und faktisch integriert, seine Wettbewerbsvorteile langsam beseitigt werden. Wenn dies möglich ist, ohne der störrischen Bevölkerung Mitspracherechte zu gewähren, umso besser!

Dass diese Mächtigen-Grossmacht nur die Sprache der Stärke versteht, hat sie soeben am Beispiel Russland gezeigt. Zuerst meinte sie, dessen enge historische Bindungen zur Ukraine ignorieren und diese in

ihren Satelliten-Bann eingliedern zu können. Für das EU-Spiel mit dem Feuer bezahlten die Ukrainer den Blutzoll, als Russland die Krim annektierte und die Abspaltung der Ostukraine betrieb. Weil Putin hart blieb, hat die Mehrheit der EU-Staaten nun trotzdem die Suspendierung der russischen Abgeordneten im Europarat aufgehoben – ohne jegliche Gegenleistung!

Dies mag uns eine Lehre sein. Zum Glück reagieren auch Bergler tendenziell mit störrischem Widerstand auf Druck. Selbst wenn die meisten von uns längst von den Bergen herabgestiegen sind, hat sich bei manchen, auch im Parlament, diese alteidgenössische Tugend bis heute erhalten. Wie stark das Rest-Rückgrat ist, wird sich weisen.

Wirtschaftslobbyisten im Parlament, denen ihre Quartalszahlen mehr am Herzen liegen als die Selbstbestimmung unseres Landes, machen erheblichen Druck. Einer rät bereits vom Kauf schweizerischer Aktien ab! Wenn man weiss, dass sein Arbeitgeber faktisch einem anderen europäischen Staat gehört, versteht man, warum er sich vor den EU-Karren spannen lässt, aber dies wird beim Interview auf Radio DRS nicht erwähnt. Bei der FDP hat dieser Einfluss verfangen und die Partei zu einem peinlichen Zickzackkurs bewogen, genauso wie in der Klimapolitik. Zum Glück gibt es noch die Junge FDP, die den liberalen Kompass hält. Schade, dass ich die Altersgrenze für deren Mitgliedschaft längst überschritten habe.

Auf Sommerurlaub in der Heimat schwitzt der Schreibende in Zügen und Bussen erheblich mehr als in tropischen Entwicklungsländern. Offensichtlich haben unsere Staatsbetriebe, anders als die Politiker, die Warnungen der Klimapropheten nicht sehr ernst genommen. Ihre Klimaanlagen sind hoffnungslos überfordert, manche künden bei 35 Grad gleich ganz den Dienst auf. Und irgendjemand hat eine Regelung erlassen, gemäss der man Innenräume und Verkehrsmittel nicht mehr als 5 Grad unter die Umge-

bungstemperatur kühlen darf. Bei 39 Grad Aussentemperatur macht das dann 34 Grad, und wenn die Sonne ans Zugfenster scheint gleich 40 oder mehr. Dabei definiert eine andere Regelung Innenräume bei 26 Grad als überhitzt.

Angesichts der Rekordtemperaturen ärgert man sich über «Klimaleugner» wie Trump oder den neugewählten australischen Premier, der weiter den Kohleabbau forciert. Ebenso verlogen sind jedoch Politiker von SP-Levrat bis Grünen-Ritz, welche uns vorgaukeln, mit Milliardenausgaben und Verzicht könnten wir unsere Gletscher retten. Die Schweiz ist für zirka 2 Promille des weltweiten CO<sub>2</sub>-Ausstosses verantwortlich. Ob wir mit drastischen Einschränkungen und Milliardenausgaben unsere Wettbewerbsfähigkeit ruinieren und auf Lebensqualität verzichten oder ob wir gar nichts machen und wie die USA und Australien unbeschränkt CO<sub>2</sub> in die Luft lassen, macht für unsere Gletscher und das Weltklima faktisch keinen Unterschied.

Als eines der reichsten Länder der Welt sollen wir trotzdem unseren fairen Anteil leisten. Unsere Anstrengungen zur CO<sub>2</sub>-Reduktion sollten sich im oberen Mittelfeld der entwickelten Staaten bewegen. Die Massnahmen der EU dürften für einmal durchaus Massstab dafür sein. Grünes Strebertum ist indes für einen Kleinstaat reine Selbstkasteiung und verpufft absolut wirkungslos. Und wer dem Volk vormacht, es könne damit unsere Gletscher retten, ist ein mindestens ebenso grosser Lügner wie diejenigen, die behaupten, menschliches Verhalten habe keinen Einfluss auf den Klimawandel.

Für Schweizer Freilandtomaten im Juni reicht der Klimawandel noch nicht. Treibhausgemüse steht so ziemlich im Widerspruch zu allem, was unsere Politik sonst predigt. Die CO<sub>2</sub>-Bilanz ist wegen des Beheizens wesentlich schlechter als bei Tomaten aus Marokko, die mit Lastwagen kommen. Die Landschaft wird nicht geschützt, sondern verschandelt. Die Produktion ist weder nachhaltig noch gesund. Wegen der Bauernlobby werden trotzdem die Grenzen für sonnengereifte Tomaten geschlossen und die schweizerischen Konsumenten zum Verzehr mehlig-wässriger Treibhausprodukte genötigt.

Und doch ist es schön, den Sommer in der Heimat zu verbringen!

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, unter anderem für die Uno.

# Racketes Sommerspektakel

Von Alex Baur — Die deutsche Kapitänin Carola Rackete und der italienische Innenminister Matteo Salvini sind Seelenverwandte: Beide holen aus dem Showdown auf dem Mittelmeer das Maximum für sich heraus. Die trostlose Realität ging ob dem Rummel leider vergessen.

Greta war gestern. Die Klima-Ikone ist mit dem Hitze-Hoch «Ulla» in den wohlverdienten Urlaub abgetaucht. Das Justemilieu hat an ihrer Stelle eine neue Leuchtfigur aus dem Boden, nein aus dem Mittelmeer gestampft: Carola. Captain Carola Rackete. So heisst sie wirklich. Welche Wucht.

Mit 31 Jahren hat die Tochter eines Bundeswehroffiziers schon einiges erreicht: Master in Umweltwissenschaften (Edge Hill University, Grossbritannien), diverse Einsätze auf hoher See, unter anderem für Greenpeace; fünf Sprachen soll sie beherrschen. Doch wenn sie ihren mächtigen Haarschopf zurückwirft und mit dem anklagenden Blick der Weltschmerzgeprüften in die Webcam starrt, dann wirkt sie so frisch wie ein Teenager. Ein revolutionärer Teenager.

## Keine Lust auf Tunesien

Carola Rackete ist redegewandt, formuliert messerscharf. Sie mag eine Deutsche sein, doch sie spricht perfekt Englisch, mit – hey, wir sind Europa – britischem Akzent. Die resolute Frau verkörpert alles, wonach man sich im vom ewigen Selbstzweifeln geplagten Deutschland sehnt. Sie ist modern, selbstbewusst, mutig, gebildet und ja, das darf man auch mal sagen, schlank – schon fast zu perfekt für ihre Rolle als Retterin der Meere. Doch die gute Piratin mit den Dreadlocks, die Johnny Depp neidisch machen könnten, ist keine Filmfigur. Sie ist real.

Am 12. Juni fischte die «Sea-Watch 3» unter dem Kommando von Captain Rackete vor der libyschen Küste 53 Migranten aus dem Mittelmeer. Gemäss Seerecht hätte das unter niederländischer Flagge kreuzende Rettungsschiff die Schiffbrüchigen in den nächsten Hafen bringen müssen. Der war zweifellos in Libyen. Die Küstenwache forderte die «Sea-Watch 3» auf, die Migranten an Land zu bringen. Sie sicherte medizinische und humanitäre Betreuung unter internationaler Aufsicht zu. Doch Captain Rackete dachte nicht daran, der Einladung der Araber zu folgen. Für sie kam auch nicht in Frage, ihre Passagiere ins naheliegende Tunesien zu bringen. Sie hatte das Ziel der Migranten zu ihrem eigenen gemacht: Europa.

Die «Sea-Watch 3» hätte auch Korsika oder Griechenland ansteuern können. Aber nein, es musste Italien sein. Natürlich war das eine Provokation an die Adresse des italienischen Innenministers Matteo Salvini persönlich. Am



Humanitäre Piratin: linke Leuchtfigur Rackete.

11. Juni, also einen Tag bevor die «Sea-Watch 3» die Migranten an Bord nahm, hatte die italienische Regierung die Regeln verschärft. Seither ist den NGO-Schiffen nicht nur das unkontrollierte Einlaufen in italienische Häfen untersagt. Sie brauchen nun auch eine Erlaubnis, um in italienischen Gewässern zu kreuzen.

## Gefechte über die sozialen Medien

Es folgte ein Katz-und-Maus-Spiel mit der italienischen Küstenwache, kreuz und quer durchs Mittelmeer, zwei Wochen lang. Die «Sea-Watch 3» rief notfallmässig den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte an. Doch Strassburg winkte am 25. Juni ab. Noch gibt es kein Recht auf grenzenlose Migration nach freier Wahl. Die Richter forderten die italienischen Behörden lediglich auf, dafür zu sorgen, dass kranke oder besonders verletzte Menschen Betreuung erhielten. Und dafür sorgten die Italiener.

Dreizehn der insgesamt 53 Migranten – schwangere Frauen mit ihren Kindern, zwei Kranke – holten die Italiener während der Odyssee peu à peu an Land. Aber ganz diskret. Salvini hat keine Ambitionen auf den Friedensnobelpreis, seine Prioritäten sind anders gelagert. Und Rackete hatte kein Interesse daran, die Dramatik der Lage zu entschärfen.

Am 29. Juni schliesslich, nach siebzehn Tagen Hin und Her, lancierte Captain Rackete den Coup: Sie fuhr mit ihrem 600-Tonnen-Kahn in den Hafen von Lampedusa ein. Ein kleines Schiff der Guardia di Finanza, das sich in den Weg stellte, drängte sie kurzerhand ab. Die italienischen Behörden werteten das Ramm-Manöver als militärischen Angriff und führten die deutsche Kapitänin ab, als sie an Land ging. «Handschellen, wir wollen Handschellen sehen», skandierte die Menge an der Hafentmole, «zingara, cornuta, tossica» (was wir hier anstandshalber nicht übersetzen).

Andere feierten die Kapitänin Rackete und die fünf italienischen Linkspolitiker, die mit ihr von Bord der «Sea-Watch 3» stiegen, als Helden. Auch die vierzig Migranten durften an Land gehen, nachdem sich Deutschland, Frankreich, Portugal, Luxemburg und Finnland bereit erklärt hatten, diese aufzunehmen. Die «Sea-Watch 3» wurde vorläufig beschlagnahmt, Rackete nach Agrigent überführt. Dort wartet sie bei Redaktionsschluss unter Hausarrest auf ihr Urteil. Innenminister Salvini tönte an, dass er sie möglichst bald in ein Flugzeug setzen und nach Berlin ausschaffen lassen möchte.

Doch für die Strafverfolgung ist auch in Italien, wie in jedem zivilisierten Land, die Justiz zuständig, nicht die Regierung. Salvini hat an sich gar nichts mehr zu sagen. Doch ohne die beiden Antagonisten gibt es nun mal kein Spektakel: hier die attraktive junge Deutsche, auf der anderen Seite der schmerzbäuchige Rechtspopulist. Salvini liess sich nicht zweimal bitten. Auf Facebook und Twitter heizte er mit höhnischen Spitzen gegen die verwöhnte «weisse, reiche Deutsche» tüchtig nach.

#### Der Vatikan zwitschert mit

In Deutschland wurde sofort die Forderung laut, Italien unter Druck zu setzen, damit die «Menschenretterin» Rackete schnell freikomme. Dass dies einen Bruch der Gewaltentrennung impliziert, schien kaum jemanden zu beissen. «Seenotrettung darf nicht kriminalisiert werden», twitterte Bundesausserminister Heiko Maas. «Seenotrettung ist eine humanitäre Verpflichtung, kein Verbrechen», setzten Sozialdemokraten und Grüne nach. «Eine junge Frau wird in einem europäischen Land verhaftet, weil sie Menschenleben gerettet hat», klagte die Evangelische Kirche. «Menschenleben müssen um jeden Preis gerettet werden», zwitscherte Kardinal Pietro Parolin aus dem Vatikan, «das ist der Polarstern, der uns führt, der Rest ist Nebensache.»

In Wahrheit legt kein Mensch Rackete zur Last, dass sie Schiffbrüchige aus dem Meer gefischt hat, nicht einmal der böse Salvini. Der Aktivistin wird bloss vorgeworfen, dass sie sich dabei nicht an die Regeln gehalten hat. Es war ihr erklärtes Ziel, die Schiffbrüchigen nicht, wie im Gesetz vorgesehen, so schnell wie möglich in den nächsten sicheren Hafen zu bringen. Es war ihre ausdrückliche Priorität, die 53 glücklichen Unglücklichen nach Italien zu überführen. Die Afrikaner, die sie über zwei Wochen an Bord unter professionell inszeniertem medialem Getöse mitführte, waren eine politische Waffe, um die verhasste italienische Regierung in die Knie zu zwingen.

Der rechte Underdog Salvini und die linke Powerfrau Rackete mögen sich hassen, und doch bedingen sie sich gegenseitig. Beide schlugen maximalen Profit aus dem Sommer-

spektakel von Lampedusa. Während es in den Spendenkassen von Sea-Watch klingelt wie in einem Vegas-Casino, wo gerade der Jackpot geknackt wird, festigt Salvini sein Image als unnachgiebiger («io non mollo!») Saubermann, der dem linken Establishment die Stirn bietet.

Und wenn der Wirbel von den tatsächlichen Schwächen der Regierung ablenkt – die kränkelnde Wirtschaft, das katastrophale Haushaltsdefizit –, kann es Innenminister Salvini nur recht sein. Bei all dem Lärm vergisst man auch schnell, dass es gar nicht Matteo Salvini war, der sich 2017 mit Libyen einigte, um der mörderischen Schlepperei auf dem Mittelmeer Einhalt zu gebieten, sondern sein Vorgänger. Doch dieser überliess die Lorbeeren gerne seinem Nachfolger.

Es war die italienische Marine selber, welche die Seerettungen vor der libyschen Küste Ende 2013 in Gang setzte. Was als humanitäre Massnahme gedacht war, mündete in ein mörderisches Desaster. Innerhalb kurzer Zeit vervielfachte sich nicht nur die Zahl der illegalen Migranten von 12 897 (2012) auf 181 373 im Rekordjahr 2016. Explodiert ist auch die Zahl der Toten und Vermissten, und zwar überproportional. Und diese fatale Dynamik wurde klar von den Rettern ausgelöst.

Die Schlepper begnügten sich nun nämlich damit, ihre menschliche Fracht den Rettern, deren Schiffe vor der libyschen Küste sie dank

---

### Es war ihre ausdrückliche Priorität, die 53 glücklichen Unglücklichen nach Italien zu überführen.

---

GPS bequem anpeilen konnten, auf billigen und überfüllten Gummibooten entgegenzuschicken. Der Untergang der Boote war Teil des zynischen Systems. Die vorsätzlich provozierte Seenot zwang die Rettungsschiffe, die Migranten aufzunehmen und im Dienste der Menschenhändler nach Italien zu bringen.

#### Mörderisches Laisser-faire

Nach dem Rekordjahr 2016 (4851 Tote oder Vermisste) zog Italien die Reissleine. Das war hart für viele Migranten. Statt auf einem europäischen Sozialamt landeten sie in einem libyschen Auffanglager und wurden mit leeren Händen in ihre Heimat zurückgeschickt. Aber das Massensterben auf dem Mittelmeer ging sofort zurück. Das wissen alle Regierungen in Europa, weshalb auch keine von ihnen ihre Häfen für die illegalen Migranten öffnet. Niemand kann sich das mörderische Laisser-faire von vorher ernsthaft zurückwünschen. Nur wagt es keiner so offen zu sagen wie Matteo Salvini. Umso inbrünstiger huldigen sie der humanitären Piratin Carola Rackete. Sie vermittelt wenigstens die Illusion, dass man etwas Gutes getan hat.

## Deutschland

# Traumreich

## Käpten Rackete wird in Berlin heiliggesprochen.

Von Matthias Matussek

Mit der «Seenotretterin» und Schlepperpiratin Rackete, die das Recht in die eigene Hand genommen und nicht nur dem Nachbarn Italien, sondern auch dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte getrotzt hat, als sie (hochriskant) mit ihrer im Meer aufgenommenen Menschenfracht im Hafen von Lampedusa anlegte, das alles im Namen der «Menschlichkeit», wurde den Deutschen eine neue Heldin geboren. Komiker Jan Böhmermann, Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier und die deutschen Kirchen feiern sie als Heilige. Wieder einmal haben die Deutschen Europa und der Welt die Leviten gelesen, denn in ihrem Idealismus sind sie unübertroffen, und gnade Gott denjenigen, die ihre moralische Überlegenheit anzweifeln – die werden uns kennenlernen!

Keiner hat dieses grimmige Träumen besser verstanden als Heinrich Heine, der Poet mit der Feuerfeder, der Meisterpolemiker und Starjournalist seiner Zeit, als er in «Deutschland. Ein Wintermärchen» dichtete:

*Franzosen und Russen gehört das Land,  
Das Meer gehört den Briten,  
Wir aber besitzen im Luftreich des Traums  
Die Herrschaft unbestritten.  
Hier üben wir die Hegemonie,  
Hier sind wir unzerstückelt;  
Die andern Völker haben sich  
Auf platter Erde entwickelt.*

Der Rest der Welt: hoffnungslos pragmatisch. Nur in uns lodert das Feuer grenzenloser Liebe, die in grenzenlose Rücksichtslosigkeit umschlagen kann, weshalb wir derzeit auch die einzige Nation ohne Grenzen sind.

Wir retten die Menschheit oder stürzen sie ins Verderben, dazwischen gibt es nichts. Deshalb liegen bei uns die Grünen, die Partei der Fantasten, vor allen anderen Parteien. Sie preschen vor. Wir sind die Ersten, die auf Kernkraft verzichten und auf Wind und Sonne setzen. Das hat Folgen. Unterversorgung im Stromnetz hat im Juni offenbar mehrmals zu Fast-Katastrophen geführt, die Nachbarn mussten einspringen. Erklärung der Betreiber: falsche Wetterprognosen. Die grüne Vordenkerin Annalena Baerbock gab sich in einer Talkshow blauäugig: «Strom speichern?», rief sie lachend aus. «Der wird doch im Netz gespeichert.» Offenbar nicht. Wir im Land der Dichter und Denker, wir lernen eben nie aus!

## Personenkontrolle

**Amherd, Cassis, Fiala,  
Thurnherr, Stahl, Gendotti,  
Parmelin, Rossini,  
Brechtbühl, Berset, Thoma,  
Schweikert, Borner,  
Zumbrunnen**

Viola Amherd, Entwicklungshelferin, enttäuscht ihre Landsleute. Gross war der Jubel, als die CVP-Frau letzten Dezember in den Bundesrat gewählt wurde. Inzwischen sind manche Oberwalliser enttäuscht. Wie der örtliche *Walliser Bote* publik machte, will Amherds Departement seinen Schiessplatz auf dem Simplonpass für 30 Millionen Franken massiv ausbauen. Geplant sind unter anderem ein 50 Meter langes und 15 Meter breites Betriebsgebäude sowie ein Panzerrundkurs. Kein Wunder, fürchten nun viele Besitzer von Alphütten und Chalets, dass ihr Ferienparadies definitiv unter die Raupen von Armeepanzern gerät. Direkte Interventionen von Betroffenen bei Verteidigungsministerin Amherd liefen laut *Walliser Bote* ins Leere – nicht gerade das, was sich das Oberwallis von seiner Bundesrätin erhoffte. (*hmo*)

Ignazio Cassis, Ex-Italiener, muss nach einem Weg suchen, wie er die EU zu Zusatzverhandlungen über das Rahmenabkommen bewegen kann. Eine gerade umgekehrte Situation erlebt der freisinnige Tessiner Aussenminister derzeit im Verhältnis zu den südlichen Nachbarn. Vor Jahren schon hat die Schweiz mit Italien ein neues Abkommen ausgehandelt, das die italienischen Grenzgänger stärker besteuern würde, doch Rom zeigt sich störrisch und verzögert die Umsetzung ein ums andere Mal. Letzte Woche ist der Tessiner Kantonsregierung nun der Geduldsfaden gerissen: Um den Druck auf Italien zu erhöhen, beim Grenzgängerabkommen endlich vorwärtzumachen, behält sie einen Teil der Steuergelder zurück, die sie den italienischen Grenzgemeinden überweisen müsste. Cassis stärkt seinem Heimatkanton den Rücken: Gegenüber Radio SRF sagte er, das eigenmächtige Vorgehen des Tessins sei zwar rechtlich unzulässig, in einem politischen Dialog aber absolut zulässig. (*fon*)

Doris Fiala, Trendwenderin, ist wie ihre FDP vom Klima erweckt worden. Hatte sie die Energiestrategie 2050 erst noch bekämpft, sagte sie neuerdings: «Es ist nicht verboten, gescheiter zu werden.» Mit der Umfrage zu den neuen FDP-Klimagrundsätzen erklärt sich Doris Fiala «zufrieden», weil diese «den Kurs der Parteileitung so klar stützt». Jetzt geht's also mit Doris Fiala mit Volldampf in Richtung netto null CO<sub>2</sub>-Emissionen. Wahr-



*Wetterwende:* BKW-Chefin Thoma.



*Rote Garde:* SP-Nationalrat Rossini.



*Vitamin B:* Swiss-Olympic-Präsident Stahl.



*Enttäuschter Kanton:* Bundesrätin Amherd.



*Sprachtolerant:* Bundeskanzler Thurnherr.

lich, ein grosser Schritt für die wendige Politikerin, die früher ob ihres Präsidiums des Verbands der Plastikproduzenten (Swiss Plastics) fast platzte vor Stolz. Dumm nur, dass die Herstellung von Plastik enorme Mengen fossiler Energieträger verbraucht. Noch dümmer, dass Plastikabfälle zu den übelsten Gefahren für das globale Ökosystem zu rechnen sind. Und am dümmsten, dass die Plastikproduktion zu den wichtigen Mitverursachern des Klimawandels gezählt wird. Wetten, dass Doris Fiala schon bald einen Verband gegen die Folgen der Plastikproduktion präsidiert? (*mö*)

Walter Thurnherr, Schönschreiber, will es mit der geschlechtergerechten Sprache nicht überreiben. Anders als im Zürcher Gemeinderat, wo man keine Gnade kennt und nicht geschlechtergerecht formulierte Parlamentsvorstösse an den Absender zurückschickt – Kritiker sprechen von «Genderpolizei» –, zeigt sich Thurnherr's Bundeskanzlei toleranter. National- und Ständeräte dürfen sich in Postulaten und Motionen ausdrücken, wie sie wollen, und nach Belieben das generische Masku-

linum verwenden, ohne befürchten zu müssen, dass ihre Vorstösse durch die Sprachdienste der Bundeskanzlei zurückgewiesen oder gendermässig korrekt umformuliert werden. Das gilt natürlich auch für National- und Ständerätinnen. (*fon*)

Jürg Stahl, Parteifreund, hat sich ein sportliches Ziel gesetzt. Der frühere Nationalratspräsident und Präsident von Swiss Olympic will jetzt auch noch Präsident des Schweizerischen Nationalfonds (SNF) werden. Das berichteten in den letzten Tagen verschiedene Medien. Der SNF fördert im Auftrag des Bundes die Grundlagenforschung. Die Einrichtung wurde jahrelang vom früheren Tessiner FDP-Regierungsrat Gabriele Gendotti geleitet. Nachdem dieser den Hut nahm, erkundigte sich Bildungsminister Guy Parmelin (SVP) bei Parteikollege Stahl, ob er vielleicht Interesse habe. Worauf dieser sich sofort als Kandidat zur Verfügung stellte. Wenn also alles gutgeht, stehen die heiligen Hallen der Wissenschaft schon bald unter dem Kommando des früheren SVP-Nationalrats Jürg Stahl. Das wäre für

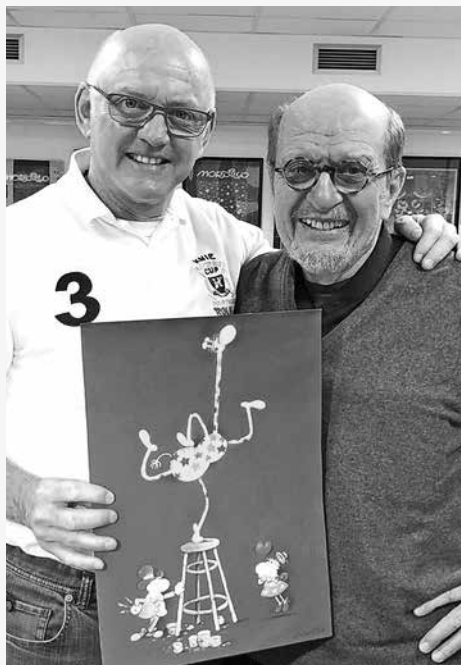
den gelernten Drogisten und Versicherungsfachmann aus Winterthur ein fast schon olympiawürdiger Karriereschritt – trotz viel Vitamin B. Aber diese Substanz steht bekanntlich nicht auf der Dopingliste des Internationalen Olympischen Komitees. (hmo)

**Stéphane Rossini**, Stehaufmännchen, beweist einmal mehr, dass Totgesagte länger leben. Um den früheren SP-Nationalrat und Nationalratspräsidenten aus Nendaz VS war es nach seiner Niederlage bei den Walliser Staatsratswahlen im Frühjahr 2017 still geworden. Nun feiert der Sozialpolitiker ein spektakuläres Comeback. Rossini wird neuer Direktor des Bundesamts für Sozialversicherungen (BSV). Er soll den bisherigen Amtsinhaber **Jürg Brechbühl** ablösen, der spätestens Ende Jahr in Pension gehen will. Schon manch ein BSV-Direktor hat sich an der Altersvorsorge die Zähne ausgebissen. Nun will es Rossini versuchen. Was man bereits mit Gewissheit sagen kann: Die rote Garde um SP-Bundesrat **Alain Berset** wird weiter verstärkt. (hmo)

**Suzanne Thoma**, Erzieherin, will ihre Stromkunden dazu bringen, die Lebensgewohnheiten dem Lauf von Wind und Sonne anzupassen: Wäsche waschen, wenn der Wind weht, und Suppe kochen, wenn die Sonne scheint. In einem Experiment liess die BKW-Chefin untersuchen, inwieweit ihre Kunden dabei auf preisliche Anreize reagieren. Der Befund: so gut wie gar nicht. Trotzdem gibt die BKW nicht auf. Die Leute müssten halt «etwas umdenken», verkündete Kommunikationschef **Martin Schweikert** auf Twitter. Weiter schrieb er, die Beinahe-Blackouts des Schweizer Stromnetzes am 20. Mai seien durch «zu viel Strom aus Deutschland im Schweizer Netz» verursacht worden. Richtig ist das exakte Gegenteil, wie *Weltwoche*-Leser Rolf Walser korrigierend feststellte: Weil die Solar- und Windproduktion in Deutschland ins Stocken kam, wurde ein grösserer Teil der Schweizer Produktion nach Deutschland abgezogen. Es scheint, als sollte vor allem BKW-Mann Schweikert etwas umdenken. (fsc)

**Silvio Borner**, Klardenker, ist ein beredter Kritiker von Konglomeraten und Grossgenossenschaften. In der *Weltwoche* schrieb der Basler Ökonom vor knapp einem Jahr, der internationale Trend bei erfolgreichen Unternehmen gehe «in Richtung der Spezialisierung». Somit sei es vorstellbar, «dass in zehn bis zwanzig Jahren auch unsere Migros am Abgrund steht». Eine Ansicht, die offenbar langsam auch beim Migros-Management um **Fabrice Zumbrunnen** zu reifen begann. Der Migros-Chef kündigte letzte Woche an, dass die Migros Globus, Interio, Depot und M-Way verkaufen und sich auf das Kerngeschäft besinnen wolle. (fsc)

## Nachruf



«Freunde»: Künstler Knie, Mordillo (r.)

**Guillermo Mordillo (1932–2019)** — Es war Michele, der Besitzer des Restaurants «Modigliani» in Palmanova, der mich vor fünf Jahren Guillermo Mordillo vorstellte. Zuvor hatte ich nur die Zeichnungen und Figuren dieses begnadeten Künstlers gekannt. Wir fanden wie blind den Draht zueinander, spürten, dass uns mehr als die Kunst und die Liebe fürs Zeichnen und Malen verbindet. Wir waren Seelenverwandte. Nach unserer ersten Begegnung trafen wir uns immer wieder, führten lange Gespräche über Kunst, Menschen und Freundschaften. Mordillo, der letzte grosse Comiczeichner,

hat die Menschheit mit seiner unvergleichlichen Fantasie, Kreativität und seinem Humor beglückt. Mit seinen Comics schrieb er Zeitgeschichte. Er war auch politisch, aber nie aufdringlich. Um den Kommerz ging es ihm nie. Er malte zahllose Bilder, verkauft hat er kein einziges – weil er sein Schaffen als Privatsache sah. Umso härter war es für ihn, dass ihm die Anerkennung des Establishments verwehrt blieb.

Guillermo und seine Frau, die Mallorquinerin Amparo, wurden enge Freunde von Belinha und mir. Wir trafen uns in seinem Atelier in Monte Carlo, in meinem Haus auf Mallorca oder eben in unserem Lieblingsrestaurant «Modigliani». Mordillo war auch mit 86 Jahren noch voller Inspiration. Zusammen schmiedeten wir grosse Pläne. Er träumte von einer Retrospektive seines Lebenswerks in der Schweiz. Ich wollte ihn bei der Umsetzung unterstützen.

Am vergangenen Samstag klingelte mein Telefon. Doch ich verpasste den Anruf. Später sah ich die Nummer von Mordillo – und plötzlich überkam mich ein ganz schlechtes Gefühl. Er hatte mir unlängst erzählt, dass es ihm nicht gutgehe, obwohl er geistig total vital schien. Er war am Samstag mit seiner Frau, seiner Tochter und den drei Enkeln im «Modigliani» beim Essen gewesen. Plötzlich brach er zusammen und schloss die Augen für immer.

Lieber Freund, vielen Dank für alles. Ich verneige mich vor dir und deinem Lebenswerk. Auf Wiedersehen – früher oder später komme ich nach, und dann führen wir das Angefangene zu Ende. *Rolf Knie*

«Neugier auf  
das Leben ist das  
Wichtigste.»

Matthias Aellig  
Group CFO  
zum selbstbestimmten Leben

SwissLife

## Klima

# Es grünt auf der Welt

*Von Benny Peiser* — Die Erde erwärmt sich langsamer als erwartet. Die prophezeiten Katastrophen bleiben aus. Doch eines ist gewiss: Die Welt wird immer grüner. Dank dem Treibhausgas CO<sub>2</sub>.

Seitdem der Weltklimarat (IPCC) im letzten Oktober vor einer schon bald bevorstehenden Klimakatastrophe warnte, hat sich die periodisch aufflammende Öko-Hysterie in Teilen Westeuropas weiter aufgeheizt.

Die Erde erwärme sich schneller als bisher vorausgesagt, erklärten Klimawissenschaftler, und zwar mit ernsteren Folgen als angenommen.

Der Weltklimarat verlangt, dass die Menschheit den globalen Temperaturanstieg auf 1,5 Grad Celsius (gegenüber dem Niveau vor Beginn der Industrialisierung) begrenzt.

### Immer mehr Dürren?

Sollte die globale Temperatur in den kommenden Jahren um ein halbes Grad steigen, drohten Natur und Menschheit dramatische Folgen. Ab einem halben Grad, so wird prophezeit, werden sich Dürrekatastrophen und Überschwemmungen, Wirbelstürme und Waldbrände vervielfachen. Noch mehr Armut für Hunderte von Millionen Menschen sei eine der besonders schlimmen Folgen. Ein Jahrzehnt sei alles, was bleibe, um katastrophale Schäden durch den Klimawandel zu stoppen, warnte die Präsidentin der Uno-Generalversammlung, María Fernanda Espinosa Garcés, an einer hochrangigen Sitzung der Vereinten Nationen Anfang des Jahres: «Wir sind die letzte Generation, die irreparable Schäden auf unserem Planeten verhindern kann», sagte sie.

Diesem apokalyptischen Weltbild stehen allerdings harte Daten und Fakten entgegen. Es

besteht ein erheblicher Widerspruch zwischen dem neuen Klimaalarm und der empirischen Realität.

### Die Temperaturen fallen wieder

Da ist zum einen die Tatsache, dass die durchschnittliche globale Temperatur seit dem Super-El-Niño vor drei Jahren um fast ein halbes Grad Celsius gefallen ist. Und obwohl die globalen Temperaturen seit dreissig Jahren langsam gestiegen sind, hat sich dieser Trend seit Anfang des Jahrhunderts merklich verlangsamt, anstatt sich zu beschleunigen. Dies steht im völligen Gegensatz zu den Voraussagen der Klimamodelle.

So wurde im ersten Bericht des Weltklimarates im Jahr 1990 ein Anstieg der globalen Durchschnittstemperatur von 0,3 Grad Celsius pro Jahrzehnt vorausgesagt. Tatsächlich sind die globalen Temperaturen seither nur zwischen 0,13 und 0,2 Grad Celsius pro Jahrzehnt angestiegen, je nachdem, welcher Datensatz verwendet wird. Das heisst: Lediglich ein Drittel bis zwei Drittel der prognostizierten Erderwärmung hat in den letzten dreissig Jahren stattgefunden, und dies obwohl zugleich mehr als die Hälfte aller industriellen Kohlendioxidemissionen seit Beginn der industriellen Revolution freigesetzt wurden.

### Wissenschaftler haben Angst

Die Begrenzung des Anstiegs der globalen Temperatur auf 2 Grad Celsius über dem vorindustriellen Niveau wurde 1996 von der EU als politisches Ziel festgelegt und schliesslich auch von der Uno übernommen. Die meisten Klimaökonomien waren davon überzeugt, dass erst bei einem globalen Anstieg von über 2 Grad Celsius Nettoschäden entstehen würden. Bei einem flauen Temperaturanstieg von 0,1 oder 0,2



Grad Celsius pro Jahrzehnt würde dieses Ziel allerdings erst in einem halben Jahrhundert oder sogar noch später erreicht werden.

Der überraschend langsame Anstieg der Temperaturen und das Ausbleiben vorausgesagter Klimakatastrophen hat bei Wissenschaftlern wachsende Besorgnis ausgelöst. Die Angst vor dem Verlust wissenschaftlicher Glaubwürdigkeit steckt wohl auch hinter der Entscheidung des Weltklimarats im letzten Oktober, die Begrenzung der Erderwärmung auf 1,5 Grad Celsius als neues Ziel auszugeben.

Um den 1,5-Grad-Grenzwert zu erreichen, darf die Welt laut Weltklimarat nur noch etwa 420 Gigatonnen CO<sub>2</sub> ausstossen. Bei der gegenwärtigen Emissionsrate wäre dieses globale CO<sub>2</sub>-Budget bereits in sechs bis zehn Jahren aufgebraucht.

Damit ist der Tag des Jüngsten Klimagerichts in greifbare Nähe gerückt. Bis zum Jahr 2030 müssten die CO<sub>2</sub>-Emissionen im Vergleich zum Jahr 2010 um 45 Prozent fallen, so die IPCC-Wissenschaftler, um eine Katastrophe zu verhindern.

### Meeresspiegel steigt ein kleines bisschen

Während die globalen CO<sub>2</sub>-Emissionen ungebremst steigen, gibt es keine Anzeichen für eine Beschleunigung des Klimawandels oder von dessen Folgen. Trotzdem ist es für Wissenschaftler, Medien und Aktivisten seit Jahren zur Routine geworden, extreme Wetterereignisse mit dem Klimawandel in Verbindung zu bringen. Die grundlegende Behauptung ist, dass der Anstieg von Treibhausgasen in der Atmosphäre in den vergangenen Jahrzehnten zu immer extremeren Wetterbedingungen aller Art geführt hat – zu mehr Dürren, mehr Überschwemmungen, stärkeren Wirbelstürmen und mehr Waldbränden.

Entgegen allen Voraussagen, die auf Klimamodellen beruhen, hat weder die Zahl noch die Intensität von Dürren, Überschwemmun-

gen, Waldbränden oder Wirbelstürmen in den vergangenen dreissig Jahren zugenommen. Dies geht aus dem «IPCC Special Report on Global Warming of 1,5° C» hervor.

Selbst der Anstieg des Meeresspiegels vollzieht sich sehr viel konstanter als vorausgesagt. Laut Nasa beträgt der durchschnittliche Anstieg des Meeresspiegels seit 1993 3,2 Millimeter pro Jahr. Es gibt keinerlei Anzeichen für eine Beschleunigung dieser Wachstumsrate, seitdem Satelliten vor 25 Jahren damit begonnen haben, den Meeresspiegel zu messen. Bei dieser Rate beträgt der Anstieg sage und schreibe 32 Zentimeter in hundert Jahren.

### Sinkende Sterblichkeit

Zwar werden Hitzewellen etwas häufiger, aber laut einer 2015 veröffentlichten Studie führt kaltes Wetter zu zwanzigmal mehr Todesfäl-

---

## Die globale Erwärmung hat sogar positive Effekte auf die Sahara und die Sahelzone.

---

len als heissere Perioden: Eine grossangelegte *Lancet*-Studie analysierte die Daten von 74 Millionen Todesfällen zwischen 1985 und 2012 in dreizehn verschiedenen Ländern. 7 Prozent der Todesfälle hingen mit niedrigen Temperaturen zusammen, nur 0,4 Prozent mit erhöhten Temperaturen.

Ebenso wenig bekannt ist wohl auch die Tatsache, dass die wetterbedingte Sterblichkeit und die Sterblichkeitsraten weltweit in den letzten hundert Jahren um mehr als 95 Prozent zurückgegangen sind. Die grössten Verbesserungen ergaben sich aus dem Rück-

»» Fortsetzung auf Seite 18

## Debatte

# Hitzestress

## Eine Studie warnt vor Arbeit bei heissen Temperaturen. Warum eigentlich?

Wer jetzt bei der Arbeit über die hohen Sommertemperaturen klagt, sollte den jüngsten Bericht der ILO, der Internationalen Arbeitsorganisation mit Sitz in Genf, besser nicht zur Hand nehmen. Dort steht sinngemäss, dass es bis zum Jahr 2030 so heiss sein wird, dass sich die Angestellten nicht mehr anstrengen mögen.

Im 104 Seiten starken Klimaalarm aus Genf, den die ILO zu Wochenbeginn publiziert hat, sind die globalen Auswirkungen des Hitzestresses dramatisch präsentiert: 80 Millionen Arbeitsplätze werden, hitzebedingt, bis 2030 verschwinden. Und das werde so richtig teuer, wissen die Klimaökonominnen – mit wirtschaftlichen Verlusten von 2,4 Billionen Dollar, wobei das noch eine konservative Annahme sei. Denn die Berechnungen würden auf einem globalen Temperaturanstieg von 1,5 Grad Celsius beruhen, während Klimaexperten von einem bis zu doppelt so hohen Wert ausgingen.

### Freude am Malochen

Ob das Klima die ökonomische Leistungsfähigkeit beeinflusst, war schon bei den alten Griechen ein Thema für die Gelehrten. Jahrhunderte später liess sich Montesquieu darüber aus, dass ein «Übermass an Hitze» die Menschen «träge und willenlos» mache. Nun ist es endlich wissenschaftlich erwiesen: Der Hitzestress vergällt uns die Freude am Malochen. Er wirke sich negativ auf die Arbeitsproduktivität aus, vor allem auf dem Bau und in der Landwirtschaft, sagt ILO-Expertin Catherine Saget. Deshalb, so die Arbeitsorganisation der Uno, sollten Kriterien für Hitzeferien eingeführt werden, also Maximaltemperaturen, ab denen das Arbeiten nicht mehr zumutbar sei.

Jene, die in einer Klimazone leben, wo Thermometer heute schon regelmässig 40, 45 oder 50 Grad anzeigen, und die sich den Luxus nicht leisten können, zu Hause auf der faulen Haut zu liegen, wenn draussen die Sonne scheint, dürften den Uno-Bericht «Arbeiten auf einem wärmeren Planeten: Der Einfluss von Hitzestress auf Arbeitsproduktivität und gute Arbeit» kaum ernst nehmen. Und alle anderen können sich ja ketzerisch überlegen: Wie wäre es mit mehr Klimaanlagen, damit, Hitzestress hin oder her, die Arbeitsproduktivität nicht beeinträchtigt wird? *Pierre Heumann*

» Fortsetzung von Seite 17

gang der Sterblichkeit aufgrund von weniger Dürren und Überschwemmungen, die für mehr als 90 Prozent aller globalen Todesfälle verantwortlich waren, welche durch extreme Wetterereignisse im 20. Jahrhundert verursacht wurden.

### Weniger Hunger und Armut

Als ebenso haltlos erweisen sich die endlosen Prophezeiungen der letzten Jahrzehnte, laut denen der Klimawandel zu einem Anstieg von Armut und Hunger führen werde. Nach Angaben der Weltbank hat sich seit 1990 der Anteil der Armen weltweit halbiert. Auch der Anteil der unterernährten Menschen ist global seit 1990 um fast die Hälfte gesunken.

Die weltweite Verringerung der Armut und des Hungers um mehr als 50 Prozent hat sich in einer Periode globaler Erwärmung vollzogen und ist zweifellos eine der bemerkenswertesten menschlichen Errungenschaften in der Geschichte.

Dabei ist vielen unbekannt, dass der Ausstoss von anthropogenen, also menschengemachten Treibhausgasen dabei eine herausragende Rolle spielt. Hunderte von wissenschaftlichen Publikationen haben dokumentiert, dass die steigenden Kohlendioxidkonzentrationen in der Luft zu einer markanten Steigerung globaler Ernteerträge und zu einem dramatischen Rückgang globaler Armut beigetragen haben.

### Enorme Vorteile

Die Apokalyptiker und Katastrophenpropheten irren. Die langsam steigenden Temperaturen und die wachsenden Kohlendioxidemissionen haben im Grossen und Ganzen mehr positive als negative Auswirkungen auf die Menschheit und die Biosphäre. Diese enormen Vorteile sind manifest und beweisbar, während die Kosten künftiger Erwärmung weiterhin spekulativ und ungewiss bleiben.

Der grösste Vorteil entsteht freilich nicht durch die moderate Klimaänderung, sondern durch das Kohlendioxid. Auf einem Viertel bis der Hälfte der bewachsenen Gebiete der Erde hat sich in den vergangenen 35 Jahren eine erhebliche Vergrünung gezeigt, vor allem wegen der Zunahme des atmosphärischen Kohlendioxids.

Zahlreiche auf Satellitenbeobachtungen basierende Studien zeigen, dass der Anstieg des atmosphärischen CO<sub>2</sub>-Gehaltes während der letzten drei Jahrzehnte signifikant zur Vergrünung unseres Planeten beigetragen hat.

Der steigende CO<sub>2</sub>-Gehalt der Atmosphäre wirkt wie eine Düngung auf die Vegetation. Satellitenaufnahmen belegen, dass die Pflanzendecke auf der ganzen Welt üppiger geworden ist. Diese Zunahme an grüner Biomasse weltweit entspricht nach Angaben von Wissenschaftlern einem neuen grünen Kontinent, doppelt so gross wie die USA.

Nach Angabe der Wissenschaftler sind 70 Prozent des globalen Ergrünens auf den Düngeneffekt der steigenden CO<sub>2</sub>-Werte zurückzuführen. Die damit einhergehende Erhöhung der Ernteerträge hat den chronischen Hunger in den Entwicklungsländern von 24 Prozent der Bevölkerung im Jahre 1990 auf unter 10 Prozent reduziert, obwohl die Bevölkerung um 40 Prozent zunahm.

In scharfem Kontrast zu düsteren Prognosen hat die globale Erwärmung sogar positive Effekte auf die Sahara und die Sahelzone. Gemäss *Nature*-Magazin nehmen Wissenschaftler an, dass der Anstieg von CO<sub>2</sub>-Emissionen «günstig für die Aufrechterhaltung und potenzielle Verstärkung der Erholung der Niederschläge in der Sahelzone ist». Die südliche Grenze der Sahara hat sich denn auch seit mehr als dreissig Jahren zurückgezogen. Familien, die in feuchtere Küstenregionen geflohen waren, haben begonnen zurückzukehren.

Eine im letzten Jahr publizierte Studie dokumentierte anhand von Satellitenbildern, dass die Vegetationsbedeckung von Wäldern südlich der Sahara in den letzten drei Jahrzehnten um 8 Prozent zugenommen hat. Auch die globale Waldbedeckung hat in den vergangenen vier Jahrzehnten merklich zugenommen. So zeigt eine Analyse von Satellitendaten, dass weltweit die Fläche, auf der mindestens fünf Meter hohe Bäume wachsen, seit etwa 35 Jahren um 2,24 Millionen Quadratkilometer gewachsen ist.

Kurzfristige Witterungsschwankungen und extreme Wetterereignisse verursachen oft schreckliche menschliche Kosten, und solche Wetterereignisse machen zu Recht Schlagzeilen. Aber sie erfassen nicht die Realität des vergleichsweise milden Klimas unseres Planeten, das in den letzten drei Jahrzehnten die Erde etwas wärmer, etwas feuchter und sehr viel grüner gemacht hat.

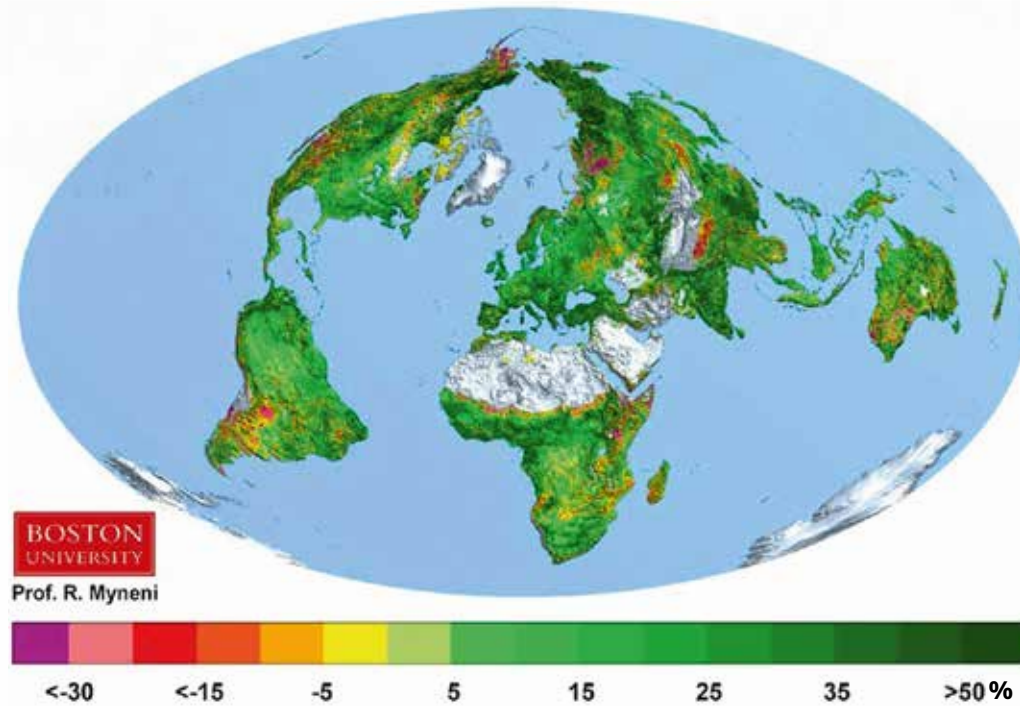
Die Vorhersagen eines katastrophalen Klimawandels haben sich in den vergangenen dreissig Jahren als falsch oder extrem überzogen erwiesen. Das bisherige Ausbleiben einer beschleunigten Erderwärmung bedeutet freilich nicht, dass es auch in Zukunft so bleiben wird. Niemand weiss mit Sicherheit, wie sich das Klima der Welt angesichts anhaltender CO<sub>2</sub>-Emissionen in den nächsten Jahrzehnten entwickeln wird. In den kommenden zehn Jahren wird sich allerdings weisen, ob die Zunft unheilverkündender Klimawissenschaftler einmal mehr falschliegt.



Benny Peiser ist Direktor der Global Warming Policy Foundation (GWPF), einer in London ansässigen, überparteilichen Denkfabrik für Klima- und Energiepolitik.

# Ausbreitung der Vegetation

Von Matt Ridley — CO<sub>2</sub> ist Pflanzennahrung.  
Die Vergrünung der Erde bedeutet mehr Nahrung für Tier und Mensch. Warum spricht niemand davon?



Grün markiert sind die Gebiete, in denen sich der Laubbestand seit 1982 zum Teil massiv erhöhte.

Bei all dem Gerede von einem unmittelbar bevorstehenden, durch CO<sub>2</sub>-Emissionen herbeigeführten Weltuntergang wird eine Tatsache oft übersehen: Die globale Vergrünung geht schneller voran als der Klimawandel. Seit mindestens dreissig Jahren nimmt die Vegetation auf der Welt Jahr für Jahr zu. Dies lässt sich anhand der Wachstumsrate von Pflanzen und mit Hilfe von Satellitendaten nachweisen.

2016 veröffentlichten 32 Autoren aus 24 Institutionen in acht Ländern eine Analyse von Satellitendaten, aus der hervorging, dass die grüne Vegetation seit mehr als dreissig Jahren um etwa 14 Prozent zugenommen hat. 70 Prozent dieser Zunahme gingen demnach auf das zusätzliche Kohlendioxid in der Atmosphäre zurück. Der federführende Autor der Studie, Zaichun Zhu von der Universität Peking, betont, dass dieses Plus an grüner Vegetation einer Fläche entspricht, die doppelt so gross ist wie die Vereinigten Staaten.

Die globale Vergrünung wirkt sich auf alle Ökosysteme aus – die arktische Tundra, Korallenriffe, Plankton, tropische Regenwälder –, besonders eindrucksvoll zeigt sich das aber in ariden Regionen wie der Sahelzone, wo die Desertifikation inzwischen weitgehend umgekehrt worden ist. Das liegt daran, dass Pflanzen im Prozess der Kohlendioxidaufnahme weniger Wasser verlieren, wenn die CO<sub>2</sub>-Konzentration höher ist. Ökosysteme und Landwirtschaft

werden am Ende dieses Jahrhunderts weniger unter Wasserknappheit leiden als heutzutage in Perioden mit geringem Niederschlag.

## Gescheiterte Erklärungsversuche

Diese Erkenntnis sollte eigentlich niemanden überraschen. Tausende Experimente wurden durchgeführt, in denen der CO<sub>2</sub>-Wert über Anbauflächen oder wilden Ökosystemen erhöht wurde und zu stärkerem Wachstum führte. Betreiber von kommerziellen Treibhäusern pumpen gewöhnlich CO<sub>2</sub> in die Luft, um das Wachstum der Pflanzen zu beschleunigen. CO<sub>2</sub> ist Pflanzennahrung. Diese globale Ergrünung ist positiv. Sie bedeutet mehr Nahrung für Insekten und Rotwild, für Elefanten und Mäuse, für Fische und Wale. Sie bedeutet grössere Ernteerträge. Tatsächlich dürfte sie den Erzeugern in den letzten dreissig Jahren Mehreinnahmen in Höhe von etwa 3 Billionen Dollar beschert haben. Das heisst also, es braucht weniger Boden, um die Menschheit zu ernähren, und es bleibt mehr Land für die Tierwelt.

Doch davon spricht niemand. Die Aktivisten, die von der Angst vor dem Klimawandel leben und verzweifelt Panikmache betreiben, tun ihr Bestes, um diese unbequeme Wahrheit zu ignorieren. Wenn sie das Thema nicht umgehen können, sagen sie, dass Vergrünung ein vorübergehendes Phänomen sei, das sich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts umkehren werde.

Dabei stützen sie sich auf einige wenige Modelle, die mit extremen Theorien arbeiten, weshalb ihr Argument nicht glaubwürdig ist.

Dieses biologische Phänomen erklärt auch das Kommen und Gehen von Eiszeiten. Es ist immer ein Rätsel gewesen, dass Eiszeiten über Zehntausende von Jahren allmählich kälter, dann aber innerhalb weniger tausend Jahre plötzlich wärmer werden, woraufhin die gigantischen Eiskappen von Eurasien und Nordamerika abschmelzen und die Welt in eine wärmere Zeit eintritt, wie wir sie seit 10 000 Jahren haben.

Versuche, diesen Zyklus zu erklären, sind bislang weitgehend gescheitert. CO<sub>2</sub>-Werte folgen dem Wandel, aber sie steigen, nachdem die Welt sich erwärmt hat, und sinken, sobald die Welt wieder kühler wird. Sie sind also nicht die Ursache. Schwankungen in der Erdumlaufbahn spielen eine Rolle: In besonders warmen nordischen Sommern gehen Eisschilde zurück, aber nur einige dieser «grossen Sommer» führen zum Abschmelzen von Gletschern.

Jüngst analysierte Eisbohrkerne aus der Antarktis scheinen nun die Schuldigen zu identifizieren: Es sind die Pflanzen. Während der Eiszeiten sinkt der CO<sub>2</sub>-Gehalt in der Atmosphäre, weil kältere Ozeane mehr von diesem Gas absorbieren. Schliesslich erreicht er ein so niedriges Niveau (etwa 0,018 Prozent auf dem Höhepunkt der letzten Eiszeit), dass die Pflanzen kaum noch wachsen, namentlich in trockenen Regionen oder grossen Höhen. In der Folge überziehen Staubstürme den gesamten Planeten, erreichen sogar die Antarktis, wo der Staubgehalt im Eis dramatisch ansteigt. Diese Staubstürme färben besonders die nördlichen Eisschilde schwarz, so dass sie, wenn der nächste «grosse Sommer» kommt, rasch schmelzen. In der Eiszeit war es selbst in den Tropen ziemlich ungemütlich: kalt, trocken, staubig und mit viel weniger Pflanzen als heute.

Der schwedische Forscher Svante Arrhenius, der als Erster den Treibhauseffekt mass, schrieb: «Durch den Einfluss des wachsenden Kohlen säuregehalts in der Atmosphäre können wir vielleicht hoffen, Zeiten mit gemässigerem und zuträglicherem Klima zu erleben.» Freuen wir uns über das üppige Grün in der heutigen Welt und darüber, dass die Vegetation rascher voranschreitet als die globalen Durchschnittstemperaturen.



Matt Ridley ist ein britischer Politiker, Unternehmer, Zoologe und Autor.

Die Grafik beruht auf den Arbeiten des Forschers Ranga Myneni, Boston University.

# Brütende Gedanken zur Sommerhitze

Von Michael Bahnerth — Warum eine Hitzewelle viel mehr Befreiung als Last ist. Und warum sie das Bessere in uns Menschen zum Glühen bringt.

Da drückte diese Hitze von einem anderen Kontinent unbarmherzig nach Norden und kannte kein Hindernis, nicht das Meer, nicht die Alpen. 35 Grad, 36 Grad, vielleicht 40, alles noch im Juni. Es schien, dass in der 155 Jahre alten Chronologie der helvetischen Temperaturmessung neue Rekorde fallen könnten, vielleicht sogar für die nächste Ewigkeit von zehn Sommern. Vielleicht liegt ein weiterer Jahrhundertsommer in der Luft nach 2003, als Hoch «Michaela» den Himmel fast zum Glühen brachte, die Erde ausdörrte, Bäume und Pflanzen und mindestens 20 000 Menschen sterben liess, das 10 Milliarden Franken Schaden angerichtet hat und die ersten Spekulationen über einen möglichen Klimawandel populär machte.

Ich schreibe dies in einem Raum, in dem die Jalousien ganz unten und die Fenster zu sind. Es ist 19 Uhr. Ein Ventilator steht auf dem Tisch und scheint wie ein Symbol der Vergeblichkeit. Die Arme haften auf dem Holz des Tisches, Schweiß sammelt sich in der Drosselgrube, das ist diese Einbuchtung, bei der der Hals in den Brustkorb übergeht, meine Frau und die Kinder sind erfolgreich in die Berge evakuiert worden, und ich kann von einem Rekord berichten: Noch nie, so bin ich mir sicher, schmolz Eis in einem gekühlten Rosé so schnell wie heute. Es ist Mittwoch, der 26. Juni. Wenn Sie das lesen, ist der Sommer bereits wieder ein moderater, 30 Grad vielleicht, nur 4 Grad über dem oberen Wert der *comfort zone*, in der der Körper nicht fast alles geben muss, um sich unaufhörlich auf 37 Grad runterzukühlen. Aber das wird nur sein wie eine kleine laue Brise, und dann kommt die nächste Hitzewelle, und dann die übernächste und so weiter, und dann ist September und der Sommer vorbei, und wir ziehen Bilanz.

## Zutiefst demokratisch

Ich hatte einst eine Phase, das war auf dem Höhepunkt meiner Midlife-Crisis, und ich dachte, ich führe lieber ein kleines Leben, das ein bisschen gross ist, als ein grosses, das stets etwas zu klein scheint, als ich anfang, meine Restlebenszeit in Sommern zu messen. Noch so und so viele Sommer und ich bin siebzig, nach so vielen achtzig und so weiter, und dann bin ich gar nicht mehr. Ich habe damit aufgehört, weil meine Familie und meine Freunde meinten, ich solle diesen Scheiss lassen und den Moment geniessen. Sie hatten recht. Das Zählen von Restsommern gibt dem Sommer



Glocke glühender Sanftmut.

eine Schwere und beraubt ihn seines Zaubers und seiner Leichtigkeit und seiner Grenzenlosigkeit. Aber das nur am Rande.

Ich war gerade auf dem Balkon eine rauchen, und weil zwischen dem Esszimmer, wo ich schreibe, und dem Balkon die Küche mit dem Kühlschrank liegt, schenkte ich mir einen weiteren Rosé ein und gab drei Eiswürfel hinzu. Wie essenziell Eis plötzlich ist. Ich setzte mich an den Balkontisch, schaute auf das Thermometer, 37 Grad noch, und dann bemerkte ich sie: die Stille. Keine krächzenden Krähen, keine singenden Vögel, keine laut spielenden Kinder, keine grillierenden Menschen, keine

streitenden Paare, und die Schwalben schienen mir auch etwas lahm. Es war fast, als ob die Welt aufgehört hätte, sich mit grossem Tamtam jeden Tag um sich selbst zu drehen. Da lag eine Glocke glühender Sanftmut über allem, die einen in eine fast schon elegische Lethargie fließen liess.

Der Mensch ist meist nur in Extremsituationen grossartig. Im Normalen neigt er stets zur nörgelnden Kleinlichkeit. Natürlich jammern dieser Tage alle rum, von wegen zu heiss, zu extrem, aber das tun sie im Winter auch und freuen sich dann auf den Sommer, während die Ersten jetzt schon anfangen, sich auf die

Kühle des Winters zu freuen. So ist der Mensch, selten nur zufrieden, wenn die Welt nicht gerade so ist, wie er sie am liebsten hätte, also in permanenter Komfortzone. Dieses Wehklagen aber ist eine Petitesse im Vergleich zur sozialen Komponente einer Hitzewelle. Man sitzt in Cafés und schwitzt gemeinsam und kommt ins Gespräch. Das Leiden unter Extremen

---

### ... aber diese Sekunde birgt eine kleine Unendlichkeit in sich.

---

bringt Menschen einander näher, weil es eine akute Gemeinsamkeit schafft, die alle umfasst. Weil eine Hitzewelle zutiefst demokratisch ist und keinen Unterschied macht zwischen Reichen, Armen, Behinderten, Gesunden, Klugen, Dummen. Natürlich können die Reichen sich ein wenig in ihren Swimmingpools abkühlen, das stimmt schon, aber danach schwitzen sie wieder genau gleich wie die Unterschicht.

Schon erstaunlich, dass es jeweils Extreme braucht, um die zwischenmenschliche Menschlichkeit in einer Gesellschaft zum gesteigerten Leben und zu einer Art Empathie zu erwecken. Es sollte, so sollte man meinen, im Grunde genügen, dass wir alle im selben Boot sitzen und beim Durchgleiten der diversen Lebensmeere dieselben Probleme haben, wenn auch der Seegang bei jedem ein anderer sein mag.

### Irgendwann geht die Kraft aus

Es gibt im Grunde keinen Grund, über Hitzewellen zu klagen, ausser vielleicht, dass sie da und dort tödlich sein können und zu viel kosten. Natürlich, man schwitzt, schläft schlechter, wird launisch, fühlt sich vielleicht gefangen, weil alles sich wie bleiern anfühlt, als ob eine Decke über der Leichtigkeit des Sommers liege. Aber alles in allem erleichtern sie das Dasein, finde ich, gerade weil wir in ihnen gefangen sind. Vielleicht so: Sie reduzieren die Kampfzonen der gemässigten Sphären. Zuerst bringt die Hitze Emotionen zum Glühen, der Mensch wird «hitzig», aber irgendwann, wenn es genug lange heiss ist, geht ihm die Kraft dazu aus. Dann kommt der Moment, wo nur noch Hitze ist, und welche Erleichterung, welch elegante Möglichkeit, den drängenden Forderungen des Hier und Jetzt zu entkommen, weil es zu heiss dafür ist und all das Unerledigte, Drängelnde und Quälende einer Existenz nicht wie sonst einfach nur verdrängt, sondern unter dem Gewicht der Hitze für ein paar Tage begraben werden kann, weil die Hitze Arbeit genug ist.

Von daher graut mir vor dem Ende dieser ersten Hitzewelle 2019. Dann ist da wieder nur noch der Gleichstrom des Alltäglichen, ein Leben, das ist wie die allermeisten Tage, eines, in

dem Ausreden wieder das Ausmass von kleinerem und grösserem Selbstbetrug annehmen, in dem das Gemeinsame fehlt, vielleicht auch die Demut. Wobei die Demut nur ein anderes Wort für die Sehnsucht ist, sein Leben für einen grossartigen Augenblick nicht wirklich führen und irgendwie im Griff haben zu müssen, wenn draussen die Sonne mit fast vierzig Grad ganz vieles unter sich verbrennt und es kein Entkommen gibt.

Hitzewellen sind von daher etwas sehr Existenzielles, etwas Metaphysisches, zumindest für die Sensiblen unserer Zeit. Dumpfbacken schwitzen nur während dieser Tage. Die kleine Erlösung vom eigenen Ich besitzt eine grossartige Mechanik, die darin besteht, dass sie durchaus ein kleines Leid verursacht, das aber eine viel grössere Erlösung in sich birgt. Da sitzt man kreatürlich auf einem Stuhl, eingeschnürt von der Hitze, und dann kommt ein Luftzug, ein kleiner nur, aber diese Sekunde birgt eine kleine Unendlichkeit in sich. Oder die ersten Wasserstrahlen einer kalten Dusche und dieses Gefühl einer kleinen Wiedergeburt und die Erfahrung, wie wenig es manchmal braucht für ein bisschen Glück.

### Dämonen der Nacht

Okay, Hitzenächte sind beschissen, das kann man sich nicht schönreden. Schwitzen, nasse Laken, leichter Schlaf, hin und wieder besuchen einen die Dämonen der Nacht, es ist drei Uhr früh, und der Nachthimmel ist wie ein Backofen bei 200 Grad mit offener Tür. Man schläft wie in einem Wachzustand, und endlich ist irgendwann fünf Uhr morgens, und die Frische des Morgens lässt einen leicht werden, man sitzt da, erlöst vom Gewicht der Hitze und im Wissen, dass sie einen wieder gefangen nehmen wird, und man denkt, dass man gestern vielleicht ein wenig übertrieben hat mit seiner kleinen Ode an die Hitzewelle.

Denkt, dass zwei Tage im Grunde genügen für all diese kleinen und netten existenziellen Erfahrungen, die Hitze mit sich bringt, und dass ein Gewitter auch eine solche Erfahrung sein könnte und eine Erlösung. Länger als zwei Tage ist der Durchschnittsmensch nicht für Extreme gemacht, danach stumft er ab und wird wie abgestandene Luft.

Es gab übrigens ein paar Rekorde, nicht bei uns im Flachland, sondern in den Bergen. Der spektakulärste war auf dem Säntis. Es wurde 21 Grad warm, das sind 0,4 Grad mehr als vor 36 Jahren, am 27.7.1983. Die alten Rekorde, das ist vielleicht das Auffälligste, fanden bisher stets im Juli und Anfang August statt. Vielleicht sind wir dieses Jahr noch nicht am Ende der Fahnenstange angekommen. Ich hoffe nicht, weil das Schlimmste, was uns passieren könnte, wäre, dass diese kleine Hitzewelle am Ende des Juni 2019 schon der ganze Sommer war.

## Aus dem Archiv

### Hundstage

#### Wie die *Weltwoche* den Jahrhundertsommer von 1947 kommentierte.

Nie im 20. Jahrhundert erlebte Zürich, wo die *Weltwoche* erscheint, heissere Tage als 1947. Dabei hatte alles so harmlos begonnen. Am 20. Juni 1947 berichtete die *Weltwoche*: «Das Wetter war endlich so sommerlich-warm, so himmelblau-leuchtend und sonnenbestrahlt, dass man den Sommer das erstemal fühlte, seine Düfte genoss und von seinem heissen, reichen Schenken beglückt wurde.»

Was tun? Zum Beispiel nach Locarno fahren, wo das Filmfestival ausgetragen wurde. «Alles, was die Sonne tun konnte, um Locarno so reizvoll wie möglich zu machen, hat sie getan», hiess es am 11. Juli. Allerdings waren weite Vergnügungsfahrten für viele Leute unerschwinglich. Die *Weltwoche* erzählte ihren Lesern stattdessen, wie es «den Königen unter den Touristen, den Amerikanern», in Europa während des «ersten grossen Reisesommers der Nachkriegszeit» erging. Es war eine andere Zeit: Nur 6000 Passagiere wurden pro Monat über den Nordatlantik geflogen.

### Maskottchen im Bikini

Die meisten Leser schwitzten zu Hause. Die «Redaktionskatze», das Maskottchen der *Weltwoche* – wöchentlich anders illustriert –, trug Bikini und Sombrero und verkündete: «An Hundstagen gehen sogar Katzen ins Wasser!» Und auch die Einkaufstipps sollten für Abkühlung sorgen: Die Leser wurden ermuntert, einen «englischen Eisportionenlöffel» zu kaufen, denn «August ist's, und jedermann, der nicht an einem Magenleiden erkrankt ist, kühlt sein Inneres mit Glacé». Manche Leser wollten wissen: «Was versteht man unter Mikroklima?» Und andere fragten: «Was ist ein Indianersommer?»

Dieser Indianersommer – «die Zeit der sommerlich-milden Wetterperioden im Herbst» – sollte noch auf sich warten lassen. Mabel Zuppinger, die als «Claudine» die Frauenseiten der *Weltwoche* betreute, veröffentlichte am 8. August ihr Sommertagebuch. Die ersten Worte lauteten: «Ist das ein Sommer! Haben wir uns nicht immer nach solch einem echten und rechten, heissen, unverwüstlichen Sommer gesehnt. Jetzt haben wir ihn – und was tun wir? Stöhnen, nichts wie stöhnen.» Manche Dinge ändern sich eben nie. *Erik Ebnetter*

## Levrat, der Bankenerpresser

Von Christoph Mörgeli

Was die EU kann, kann Christian Levrat schon lange. So wie Brüssel die Schweiz mit dem Börsenhandel erpresst, erpresst der SP-Präsident die Schweiz mit den Grossbanken. Wenn diese nicht sofort aufhören, in fossile Energieträger zu investieren, so Levrat, greife er mit seinen Sozis zum «Gesetzeshammer». Wörtlich und hammermässig: «Wir werden dafür sorgen, dass klimaschädliche Investitionen verboten werden.»

Im Visier hat der SP-Chef die CS, die UBS und die SNB. Er giert nach den Nationalbank-Milliarden und möchte Präsident Jordan am liebsten wegsperren, um in die Kasse zu greifen. Wie Levrat exklusiv gegen drei Institute ein Gesetz zimmern will, bleibt sein Geheimnis. Im Wahljahr hat die von den Grünen bedrängte SP keine Zeit zum Denken. Sonst käme Levrat zur Erkenntnis, dass sein «grüner Finanzplatz» eine schlechte Idee ist. Weil dann viel Wohlstand (nebst vielen Arbeitsplätzen) verlorengehe. Will er den Banken Geschäftsbeziehungen mit Schweizer Firmen wie Migrol, Coop Mineralöl, Agrola oder Raffinerie Cressier verbieten? Von Exxon Mobil, Shell, BP und Esso ganz zu schweigen.

Noch jahrzehntelang kann unsere Industrie- und Dienstleistungsgesellschaft nicht auf fossile Brennstoffe verzichten. Sobald unsere Schweizer Banken von den grünen Roten kommandiert werden, übernehmen einfach ausländische Banken das Geschäft. Die Firma Transocean mit Sitz in Steinhausen ist auf Tiefseebohrungen spezialisiert. Sie wäre von Levrats Bankverbindungsverbot ebenso betroffen wie alle Transportfirmen von Öl, Benzin und Gas. Selbstverständlich trifft der SP-Anschlag auch alle hiesigen Rohstofffirmen. Und die Swiss Re, welche die Mineralölgewinnung weltweit rückversichert.

Derselbe Christian Levrat urteilte über den Ja-Entscheid des Volkes zur Minarettinitiative: «Er wird das Land teuer zu stehen kommen und produziert Spannungen im In- und Ausland.» Keine Prophezeiung des roten Propheten ist eingetroffen. Spannungen wird aber Levrats Forderung nach einem Verbot von «klimaschädlichen Investitionen» erzeugen. Beispielsweise mit den erdölproduzierenden Katarern, Saudis, Emiratis und so weiter, von denen unser Schweizer Finanzplatz zu einem erheblichen Teil lebt. Die SP setzt im Wahljahr 2019 nicht auf Vernunft, Verstand und Verhältnismässigkeit. Sondern auf die alte Tyrannei von Dummheit, Neid und Wirtschaftssuizid.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Gössi hat Wasserfallen totgebissen

Von Peter Bodenmann — Der EDF-Vorzeige-Atomreaktor Flamanville steht still. Söder fordert schnellen Ausstieg aus dem Kohlestrom.



FDP neu für Gletscher-Initiative und für Flugticketabgabe. Christian Wasserfallen gibt auf.

Bisher behaupteten die Befürworter der Atomenergie in der Schweiz: Wenn die Schweiz aus der Atomenergie aussteigt, werden wir einfach dreckigen, deutschen Kohlestrom importieren müssen.

Deutschland steigt 2022 aus der Atomenergie aus. Und jetzt fordert ausgerechnet Markus Söder, dass der Ausstieg aus der Kohlekraft nicht erst 2038, sondern bereits 2030 erfolgt. Um die Versorgungssicherheit zu gewährleisten, solle man im Süden Deutschlands Gaskraftwerke bauen, die ja auch mit klimaneutralem Gas betrieben werden könnten. Damit öffnet der sich ständig neu erfindende Tausendsassa Söder politisch das Tor zu einer Koalition zwischen der Union und den Grünen in Deutschland. Hut ab.

In Frankreich explodieren die Kosten des neuen, sich im Bau befindlichen Vorzeige-Atomreaktors von Flamanville. Von 3,5 Milliarden Euro auf 12 Milliarden. Und jetzt steht das angeblich modernste und sicherste Atomkraftwerk vor dem Aus. Weil es zu viele Sicherheitsmängel gibt. Weil die Kilowattstunde Strom viel zu teuer wird. Die von der Regierung Macron befürchtete Kettenreaktion: Vielleicht muss die staatliche Electricité de France (EDF) den Bau der beiden geplanten und baugleichen Hinkley-Reaktoren in Grossbritannien aufgeben. Die atomare Kacke dampft diesseits und jenseits des Kanals.

Das zunehmend faktenfreie Schweizer Fernsehen leidet parallel dazu unter fortschreiten-

dem Realitätsverlust und glaubt an ein Revival der absurd teuren Atomenergie. Die Realität: In Kalifornien liefert das erste Solarkraftwerk die Kilowattstunde für weniger als 2 Rappen, genauer für 1.997 Cents. Sechsmal billiger und tausendmal sicherer als neue Atomkraftwerke. In Leutschenbach müsste man endlich recherchieren statt fantasieren.

Der Trost: Söder plus Flamanville sind die beiden neuen Hoffnungsträger für den Kanton Aargau. Vielleicht erleben auch die Gasturbinenkraftwerke von General Electric dank ihnen einen zweiten Frühling, weil Europa diese Übergangstechnologie braucht. Dies kann im Aargau Tausende von Arbeitsplätzen retten.

Der Freisinn übt derweil die Spitzkehre im Gegenhang. Neu ist er faktisch für die zu brave Gletscher-Initiative. Neu sind die Freisinnigen sogar für eine Flugticketabgabe. Nach dem Söder die Gössi. Der Glaube an die Atomenergie ist leider eine irrationale Religion, die noch lange im Untergrund weiterlodern wird. Einer der nuklearen Sektenbrüder war, ist und bleibt der Berner Christian Wasserfallen. Diese einstige Zukunftshoffnung des Freisinns ist als Vizepräsident seiner Partei zurückgetreten, weil es ihm in der Gössi-Küche zu heiss wurde, weil Gössi ihn totgebissen hat.

Wasserfallen ist das erste Klimaopfer.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Alarm, es ist warm

Von Kurt W. Zimmermann — Der Klimawandel hat eine grosse journalistische Schwäche. Er liefert bisher zu wenig Tote.

Es war zwar eine Hitzewelle in diesem Sommer 2019, aber zur echten Hitzewelle fehlte der entscheidende Kick.

«Es gab keine erhöhte Sterblichkeit», ärgerte sich der *Tages-Anzeiger* letzte Woche.

Erfahrene Journalisten erinnerten sich darum mit Wehmut ans den Sommer 2003. Damals gab es in der Schweiz 975 Hitzetote. Die Medien überschlugen sich zur «Fieber-Hitze», wengleich sie noch nicht den Klimawandel für das Thermometer bemühten.

Eine Katastrophe ist keine Katastrophe, wenn es keine Toten gibt. Das lernt jeder Journalistenschüler schon in der ersten Woche. In der zweiten Woche lernt er dann, dass man die Toten halt herbeischreiben muss, wenn sie nicht von alleine wollen.

Machen wir ein hübsches Beispiel aus dem Jahr 2005. Es war der Weltuntergang am Beispiel der Vogelgrippe. «Bis zu 150 Millionen Tote», titelte damals etwa die *Basler Zeitung*. Ein «Szenario mit 150 Millionen Todesopfern» beschrieb der *Blick*.

Aus den 150 Millionen Toten wurden dann in der Realität genau 454.

Beim Klimawandel, der erst in diesem Jahr zum Darling der Mainstream-Medien avancierte, sind die Todesprognosen noch etwas verhalten. «Klimawandel wird viele Tote fordern», lautet etwa der Titel der *NZZ*. Allein in der EU, so das Blatt, «werden jährlich bis zu 240 000 Menschen sterben». Auf die Weltbevölkerung hochgerechnet, beissen bis im Jahr 2100 etwa 75 Millionen ins dannzumal trockene Gras.

Vergleichen wir mal die sieben jüngsten Apokalypsen der Welt, was ihre Todesprognosen und spätere Realität angeht.

Bedrohung	Medienprognose	Realität
Vogelgrippe	150 Mio. Tote	454 Tote
Aids	68 Mio. Tote	36 Mio. Tote
Fukushima	80 000 Krebstote	1 Toter
Sars	5 Mio. Tote	790 Tote
Schweinegrippe	7 Mio. Tote	15 174 Tote
Ozonloch	5 Mio. Krebstote	0 Tote
Klimawandel	75 Mio. Tote	?

Das einzige Schreckensszenario, bei dem die Voraussagen nahe der Wirklichkeit lagen, war Aids. Sonst war alles nur Schaumschlägerei des Schreckens.

Der Grund für all die Hypes liegt in der Allianz des Alarmismus. Journalisten stützen sich bei ihren Untergangsszenarien jeweils auf Studien von internationalen Organisationen



Allianz des Alarmismus.

wie Uno, EU-Kommissionen und WHO. Diese müssen in ihren Studien möglichst dramatische Vorhersagen liefern. Nur die masslose Übertreibung garantiert ihnen eine hohe Medienresonanz und sichert damit wiederum die eigene Finanzierung. Ohne Millionen von Toten keine Millionen an Subventionen.

Die Medien machen gerne mit, weil auch sie mit jeder neuen Million an Leichen eine noch tödlichere Headline bekommen.

Wir werden beim Klimawandel darum bald schon gewaltige Todeszahlen präsentiert bekommen. Der Trend zeichnet sich etwa in Uno-Studien bereits ab. Man rechnet sämtliche Tote von Überschwemmungen, Wirbelstürmen, Dürren, Malaria, Cholera, Hitzewellen und Unwettern zusammen und schreibt sie allesamt dem Klimawandel zu – als ob es früher keine Hurricanes, Fluten, Hungersnöte und Epidemien gegeben hätte.

Bald werden wir denn die Schlagzeile lesen: «Klimawandel: Es drohen 200 Millionen Tote.» Vielleicht auch 500 Millionen.

Wir älteren Semester erinnern uns dann an 1992. Damals löste das Ozonloch einen ähnlichen Hochdruck aus wie jetzt der Klimawandel. Greenpeace dominierte die Schlagzeilen und verkündete den «letzten Akt für das Leben auf diesem Planeten».

Auch dieser letzte Akt ging vorbei, wie jeder Akt von Medienhysterie.

# Ist was?

Von Henryk M. Broder — Eine Mehrheit ist keine Frage der Zahl.

Manchmal lohnt es sich, lange wach zu bleiben und statt RTL oder Sat 1 einen wirklich anspruchsvollen Kanal zu schauen, zum Beispiel das Parlamentsfernsehen des Deutschen Bundestages. Da begab sich in der Nacht vom Donnerstag zum Freitag letzter Woche Folgendes: Um genau 1 Uhr 26 rief die amtierende Vizepräsidentin des Hohen Hauses, Claudia Roth, zur Abstimmung über ein Gesetz zur Anpassung des deutschen Datenschutzrechts an eine EU-Verordnung auf. Eine Routinesache, so schien es, die noch abgearbeitet werden sollte, bevor die Abgeordneten ins Wochenende aufbrachen. Die Regierungsbank war leer, im Plenum harrten höchstens siebzig Abgeordnete aus, also gerade mal ein Zehntel aller MdB. Vizepräsidentin Roth verlas die Namen von Parlamentariern, die ihre Redebeiträge bereits schriftlich «zu Protokoll» gegeben und die Sitzung verlassen hatten. Unvermittelt wandte sie ihren Kopf nach rechts und fragte mit leicht genervter Stimme: «Was ist? Worum geht es?» Ein Abgeordneter der Alternative für Deutschland war aufgestanden, um einen Antrag zur Geschäftsordnung zu stellen. Mit einer solchen Störung hatte die Vizepräsidentin offenbar nicht gerechnet. Dennoch erteilte sie dem Abgeordneten das Wort. Der stellte im Namen der AfD-Fraktion den Antrag, die Beschlussfähigkeit der Versammlung gemäss Paragraph 45 der Geschäftsordnung des Bundestages zu überprüfen. Für die Feststellung der Beschlussfähigkeit müsse «mehr als die Hälfte» aller Abgeordneten «im Sitzungssaal anwesend» sein. Das war erkennbar nicht der Fall.

Frau Roth schien indigniert. Sie wechselte mit ihren Beisitzern ein paar Worte und sagte dann ins Mikrofon: «Also wir haben hier oben miteinander diskutiert und sind der Meinung, dass die Beschlussfähigkeit gegeben ist.» Damit war der Antrag vom Tisch, die Sitzung konnte bis kurz nach zwei Uhr fortgesetzt werden. Am nächsten Tag billigte das Präsidium des Bundestages, in dem alle Fraktionen ausser der AfD vertreten sind, die Entscheidung der Vizepräsidentin und ihrer Beisitzer.

Was lernen wir daraus? Eine «Mehrheit» ist keine Frage der Zahl, es ist eine Frage der Uhrzeit. Auch 10 Prozent können eine Mehrheit sein. Und solange diese nicht beschliessen, dass sie beschlussunfähig sind, können sie beschliessen, was sie wollen. So geht Demokratie.



## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man einem Angestellten sagen, er arbeite zu langsam? Wenn ja, wie tut man das?

*Thomas Dislich, Crans-près-Céligny*

Ja, man muss sogar, wenn einem das Klima im Betrieb am Herzen liegt. Arbeitet jemand im Team speziell langsam und sehen andere, dass das anstandslos durchgeht, wird das auf ihre Motivation schlagen, denn sie schliessen daraus, dass spezielle Anstrengungen dann wohl auch nicht positiv gewürdigt werden. Das kann man dem Angestellten erklären, und wer weiss, womöglich wird plötzlich auch er ans Mitziehen denken. Aber vielleicht will der Angestellte auch nur testen, wie aufmerksam der Chef ist, dann ist die klare Rückmeldung erst recht angebracht. *Beat Gygi*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Ihre Betrachtungen sind zu sehr durch die Kostenbrille betrachtet.»

*Ralph Schädler*

### Gratis-Krankenschwester

Nr. 26 – «Schnapsidee Vaterschaftsurlaub» von Katharina Fontana

Mein Gott, was kommt für Männer als Nächstes? Vielleicht staatlich verordnete Stützstrümpfe und obligatorische Wasserkugelbäuche zum Anschnallen? Als ich 1965 geboren wurde, war es normal, dass Frauen nach der Geburt zwei Wochen im Spital blieben, danach wurden sie drei Wochen lang von einer Gratis-Krankenschwester zu Hause betreut. So war meine Mutter ausgeruht und frisch für meinen Vater – abends gingen sie zusammen essen.

*Esther Moser, Basel*

Ihr Artikel lässt mich doch sehr aufhorchen. Ich frage mich, was für eine Denkgrundlage beim Verfassen vorhanden war. Ihre Betrachtungen sind nicht zu Ende gedacht, engmaschig und zu sehr durch die Kostenbrille betrachtet. In der Schweiz ist Familie per Saldo Verzicht, Last und, noch viel mehr, ein Luxusgut. In keinem anderen Land der Welt sind das Leben und die Familie so teuer wie in der Schweiz. Zum einen, weil das Wirtschaft und Politik so diktieren, und zum anderen, weil Herr und Frau Schweizer «dr Füfer und s Weggli wänd». Das hat seinen Preis für die Beziehung und das ganze System, vor allem für die Kinder. Die Behauptung, Paare würden sich öfter trennen, weil Papa auch aktiv an der frischgebackenen Familie teilhaben will, ist, auch wenn ein paar hochstudierte Weltfremde dies akademisch niederschreiben, geradezu lächerlich. Es ist doch das Normalste der Welt – ausser in der Schweiz –, dass sich ein Vater bei dieser sehr emotionalen, komplexen und anspruchsvollen Aufgabe der Familie mit einbringen will und soll! *Ralph Schädler, Luzern*

### Gutgetarntes Rot

Nr. 26 – «Grüne Liberale, liberale Grüne»; Erik Ebnetter über den Freisinn

Kleine Farbenlehre für Farbenblinde und Nahestehende. Im Operationssaal tragen alle Grün oder Blau, unabhängig von jeglicher politischen Couleur. Spätestens bei der Visite sind jedoch wieder alle Götter in Weiss. Dies hat damit zu tun, dass keiner Rot sehen darf. Bei der Visite wäre Rot auf weissem Kittel ein auffälliger Patientenschreck. Im grellen Licht des OP-Saals wirkt Rot auf grünem oder hellblauem Hintergrund wie ein kaum störender dunkler Schatten. Grün oder Blau sind also Tarnfarben für Rot. Wer mehr Grün will, soll Blau wählen. Es wählen beide gut getarntes Rot. *Dr. med. Philippe Kress, Oberembrach*

Seewolf des Guten: Robert Habeck, der deutsche Sehnsuchts-Grüne

Nummer 26 – 02. Juni 2019 – 10. Jahrgang  
Fr. 9. – (ISSN: 1661-1701) – 6 Euro 6.00

# DIE WELTWOCH

**Schnapsidee Vaterschaftsurlaub**  
Die Schweiz unterwegs zur fremdfinanzierten Freizeit-WG.  
Von Katharina Fontana

**Boris Johnsons Weg**  
Ein Leben wie aus einem Schelmenroman. Von Andrew Gimson

**Notstand am Rio Grande**  
Migrationswelle aus Afrika flutet die US-Südstaaten.  
Von Urs Gehrig

«Anspruchsvolle Aufgabe der Familie».

### Solon aus Athen

Nr. 26 – «Wohlstands-Verblödung»; Editorial von Roger Köppel

Das Wichtigste haben Sie noch vergessen: Ohne CO<sub>2</sub> wächst auch keine Pflanze mehr.

*Georg Pfenniger, per E-Mail*

Es ist völlig zutreffend, dass der Bau von Häusern und Strassen ohne CO<sub>2</sub>-Ausstoss nicht zu schaffen ist. Die Alternative, die Sie vorschlagen, Feldwege zu bauen und Strassen mit Steinen zu pflastern und Platten zu belegen, wäre auch nur dann ohne CO<sub>2</sub> zu bewerkstelligen, wenn die Feldwege mit Pickel und Schaufel und die Pflastersteine mit Meissel und Hammer – also von Menschenhand – erstellt würden (auch Pferde und Esel verursachen CO<sub>2</sub>). Eine grossartige Aufgabe für eine Gesellschaft, die auf dem Sprung ist, in das Digital- und Roboterzeitalter einzutreten! Wenn nun die FDP glaubt, auf den Zug der Linken und Grünen aufspringen zu müssen, kann man den FDP-Wählern nur empfehlen, gleich das Original zu wählen: die Grünen. Bei denen weiss man, woran man ist. Für sie ist die Wirtschaft in erster Linie dafür da, kräftig Klimasteuern, Abgaben und Gebühren zu bezahlen. Diesen «Raub-Zug» will nun auch die FDP besteigen. *Ernst Seiler, Muri bei Bern*

Es gibt wohl wenig Neues unter der Sonne. Vielleicht hat er wirklich beschrieben, der Herr Köppel, zuzutrauen wär's ihm. Von einem der sieben Weisen des Altertums, von So-



Ion aus Athen; so zirka 2500 Jahre ist das her. Ich oder meine Maschine kann das nicht in seinen Buchstaben schreiben, aber er hinterliess uns – wohl als Erfahrung, nicht als Erfindung – den schönen Hexameter: «Daemos hod an arista syn haegemonessin hepoito...» Und dann: «...tiktei gar koros hybrin, hotan polys olbos hepaetai anthropoisin hosis mae noos artios ae.» Aus der letzten Zeile stammt wohl die «Wohlstands-Verblödung»; wir haben die Zeile damals so übersetzt: «...denn der Überdruß erzeugt den Hochmut, wenn allzu viel Glück auf Menschen trifft, die nicht rechten Sinnes (oder Gesinnung) sind.»

Hans Schuler, Ludwigsburg (D)

### Verständlich und übersichtlich

Nr. 26 – «Die Schwächeren werden stärker»; Martin Janssen über die Kryptowährung Libra

In den letzten Tagen gab es verschiedene Kommentare zu dieser im Aufbau begriffenen Kryptowährung, aber keiner war aus meiner Sicht so klar, verständlich und übersichtlich wie der hier dargelegte. *Claudio Palmy, Igis*

### Kantonsflaggen-Chaos

Nr. 26 – «Grauzonen der Strafjustiz»; Katharina Fontana über das Bundesstrafgericht

Auf dem Bild zum Artikel ist die Beflaggung vor dem Gebäude des Bundesstrafgerichts in Bellinzona zu sehen. Während die Reihenfolge der drei Fahnen über dem Eingang richtig ist, herrscht bei den Kantonsfahnen in der Gruppe rechts im Bild ein totales Chaos, was eine Schande für die dafür Verantwortlichen ist. Wenn man mit sämtlichen Kantonsfahnen beflaggen will (Vollbeflaggung), dann gibt es nur zwei akzeptable Reihenfolgen der Beflaggung: entweder gemäss Verfassung von 1848 oder wie sie nach dem Beitritt zur Eidgenossenschaft üblich war. Es wäre schön, wenn die Schweizer Medien gelegentlich daran erinnerten.

René M. Levkowitz, Forch

### Korrigenda

Im Beitrag «Grauzonen der Strafjustiz» (Ausgabe Nr. 26/19) haben wir ein falsches Bild abgedruckt. Statt des Bundesstrafgerichtspräsidenten Stephan Blättler wurde der Kommandant der Kantonspolizei Bern, Stefan Blättler, im Bild gezeigt. Wir bitten um Entschuldigung. *Die Redaktion*

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,  
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)



## Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

**Ich bin geschieden, habe eine neue Freundin und bin glücklich. Allerdings weiss ich, dass meine Ex-Frau noch immer stark unter der Trennung leidet. Ich habe ein schlechtes Gewissen deswegen. Bin ich immer noch ein Stück weit für ihr Wohlbefinden verantwortlich? Ich meine nicht die Finanzen, die sind geregelt.** *Norbert H., Schaffhausen*

Sie sind geschieden, fühlen sich mit einer neuen Freundin angeblich glücklich und haben – wie Sie schreiben – ein schlechtes Gewissen, weil Ihre Ex-Frau noch immer stark unter der Trennung leidet.

Haben Sie sich etwas anderes vorgestellt? Dass sich dieses Dilemma ergeben wird, wussten Sie ja wohl schon vor der Scheidung. Und trotzdem haben Sie es getan. Da gibt es nicht viel dazu zu sagen. Sie haben dies zu tragen. Fragen Sie sich aber, ob Ihre Beurteilung, also das grosse Glück mit der neuen Freundin und das schlechte Gewissen, wirklich zutrifft.

Es tönt ja gut, und Sie reden sich ein, dank dem schlechten Gewissen seien Sie

ein rücksichtsvoller und verantwortungsvoller Mensch. Vielleicht stellen Sie sich ja auch etwas zu gut dar. Das müssen Sie selbst entscheiden.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an [drm@weltwoche.ch](mailto:drm@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

**WAHLARENA** Wohlstandsinsel Schweiz – ade?

**FOKUSKMU**  
Moderation: Filippo Leutenegger

<b>Thierry Burkart</b> Nationalrat FDP/AG	<b>Josef Wiederkehr</b> Kantonsrat CVP/ZH	<b>Daniel Jositsch</b> Ständerat SP/ZH	<b>Magdalena Martullo-Blocher</b> Nationalrätin SVP/GR
--	--	---	---

Täglich vom 8. bis 14. Juli ab 17.15 Uhr auf:

Täglich vom 15. bis 21. Juli um 17.00 Uhr auf: Am 16. Juli ab 18.15 Uhr in stündlicher Wiederholung Am 20. und 21. Juli um 10.15 Uhr

# Abgrund Ehe

Die Scheidungsanwältinnen Daniela Fischer und Silvano Arpino arbeiten auf emotionalen Schlachtfeldern: Sie erzählen, wieweit sich eine Frau heute noch auf die Ehe verlassen kann und warum ein Mann Glück hat, wenn eine junge Richterin seine Scheidung regelt. *Von Katharina Fontana und Roman Zeller*

Wer heiratet, muss ein Optimist sein. Zwei von fünf Ehen werden eines Tages geschieden, sagt die Statistik, die meisten davon in den ersten zehn Jahren. Auch das Alter schützt nicht vor dem Auseinandergehen: Fast ein Drittel der Scheidungen erfolgt kurz vor oder nach der silbernen Hochzeit. Der Gesetzgeber hat in den letzten Jahren zwar das Scheidungsrecht modernisiert, die Schuldfrage beseitigt, das gemeinsame Sorgerecht und die alternierende Obhut eingeführt, dennoch sind erbitterte Kämpfe wegen der Kinder oder wegen des Unterhalts auch heute an der Tagesordnung. Wir werfen mit den Praktikern Daniela Fischer und Silvano Arpino einen Blick in den Abgrund, in den eine Ehe führen kann.

## Kommt der Anstoss zu einer Scheidung häufiger von der Frau oder vom Mann?

**Daniela Fischer:** Es sind etwa gleich viele Frauen wie Männer.

**Silvano Arpino:** Halb, halb, ja.

## Wer tut sich schwerer, wenn eine Ehe auseinandergeht, der Mann oder die Frau?

**Arpino:** Grundsätzlich trifft es beide gleich, aber die Art und Weise, wie mit der Trennung umgegangen wird, ist unterschiedlich. Man kann es natürlich nicht verallgemeinern, doch aus meiner Erfahrung gehen Männer eher zahlenbasiert vor. Sie analysieren die Vermögenssituation und versuchen auf diese Weise, den Konflikt in den Griff zu bekommen. Bei den Frauen ist tendenziell die emotionale Verarbeitung wichtiger, vor allem zu Beginn, wenn die Trennung frisch ist.

**Fischer:** Nach meiner Erfahrung fällt es jenem Ehegatten leichter, der sich innerlich schon auf eine Trennung eingestellt und einen Plan für die Zukunft hat. In der Tendenz sind es da die Frauen, die weiter sind in der Planung.

## Kommt es vor, dass der eine Partner findet, es laufe alles prima, während der andere schon ans Kofferpacken denkt?

**Fischer:** Das passiert sogar häufig. Der eine sagt: «Ich habe von nichts gewusst, der andere ist Knall auf Fall gegangen.»

Vom anderen tönt es dann ganz anders: «Ich sage dir seit fünf Jahren jeden Abend, dass es so nicht weitergehen kann.» In einer derartigen Situation, in der die Emotionslage so unterschiedlich ist, ist es schwierig, miteinander an einen Tisch zu sitzen und faktenbasiert über das weitere Vorgehen zu reden.

**Arpino:** Und dann kommt es auch nicht mehr darauf an, ob Frau oder Mann. Erst wenn ein Ehegatte die Trennung emotional einigermaßen bewältigt hat, kann nüchtern das weitere Vorgehen besprochen werden.

## Aus welchen Gründen wird am meisten geschieden?

**Arpino:** Die Eheleute haben sich auseinandergeliebt und in unterschiedliche Richtungen entwickelt, neue Partner können eine Rolle spielen...

**Fischer:** ... auch eine Geburt kann manche Paare zur Trennung bewegen.

## Spielt unbefriedigende Sexualität eine Rolle?

**Fischer:** O ja, das kommt häufig vor.

**Arpino:** Ich habe das von Klienten noch nicht oft gehört, aber der Sex kann mit ein Grund sein. Oft geht es um die Kommunikation, die nicht funktioniert, darum, dass die Ehepartner nicht richtig miteinander reden.

## Auch im Rentenalter lässt man sich heute häufiger scheiden. Aus welchen Gründen?

**Fischer:** Gewisse wollen ihre AHV-Ehepaarrente in zwei Einzelrenten umwandeln.

## Man lässt sich aus finanziellen Gründen scheiden?

**Fischer:** Ja, die Rentenplafonierung fällt weg, und bei Leuten mit tiefer Altersvorsorge kann das eine Rolle spielen.

**Arpino:** Auch ein Grund ist, dass sich das ganze Beziehungsgefüge verändert, wenn plötzlich einer der beiden – meist der Mann – den ganzen Tag zu Hause ist. Das sind beide nicht gewohnt, und die Beziehung muss neu definiert werden. Falls zum Beispiel er keine sinnvolle Aufgabe findet und meint, er müsse die Frau

rumkommandieren, kann das zu Problemen führen.

## Anders als früher spielt es heute keine Rolle mehr, wer am Scheitern der Ehe schuld ist.

## Von älteren Anwälten ist zu hören, dass die Schuldfrage auch ihr Gutes hatte, weil jeder im Gerichtssaal einmal sagen konnte, was ihm der andere angetan hatte.



Silvano Arpino.

«Sobald Existenzängste da sind, wird hart gekämpft.»

**Arpino:** Ich finde es richtig, dass das Schuldprinzip nicht mehr gilt. Der Gerichtssaal ist nicht der Ort, um die Ehegeschichte und allfällige «Fehlritte» auszubreiten. Das wäre auch kontraproduktiv: Wenn das Scheidungspaar Kinder hat, muss es noch Jahre nach der Scheidung als Eltern funktionieren. Schuldzuweisungen helfen da nicht.

**Fischer:** Und es greift mit Sicherheit auch zu kurz. Schuld am Bruch einer Ehe haben in al-

ler Regel zwei.

## Versucht man als Anwalt nicht dennoch, mit Schuldzuweisungen an die Gegenpartei den Richter zu beeinflussen?

**Arpino:** Die Anwälte sagen dem «Stimmungsmache». Es kann durchaus sein, dass der Anwalt erzählt, wie schlimm der Mann die Frau seit Jahren behandelt hat, obwohl das juristisch irrelevant ist. Den Richter darf das eigentlich nicht beeinflussen, aber er ist eben auch nur ein Mensch.

**Fischer:** Vor allem wenn es um Kinder geht, gibt es immer wieder Schlammschlachten. Der eine behauptet, der andere sei ein schlechter Elternteil. Der Richter muss dann schauen, ob die Vorwürfe stichhaltig sind.

## Worüber wird am meisten gestritten? Kinder, Geld, Haus, Haustiere...?

**Arpino:** Früher war es der Unterhalt, heute streitet man mehr um die Kinder.

**Fischer:** ... auch über Haustiere wird gestritten.

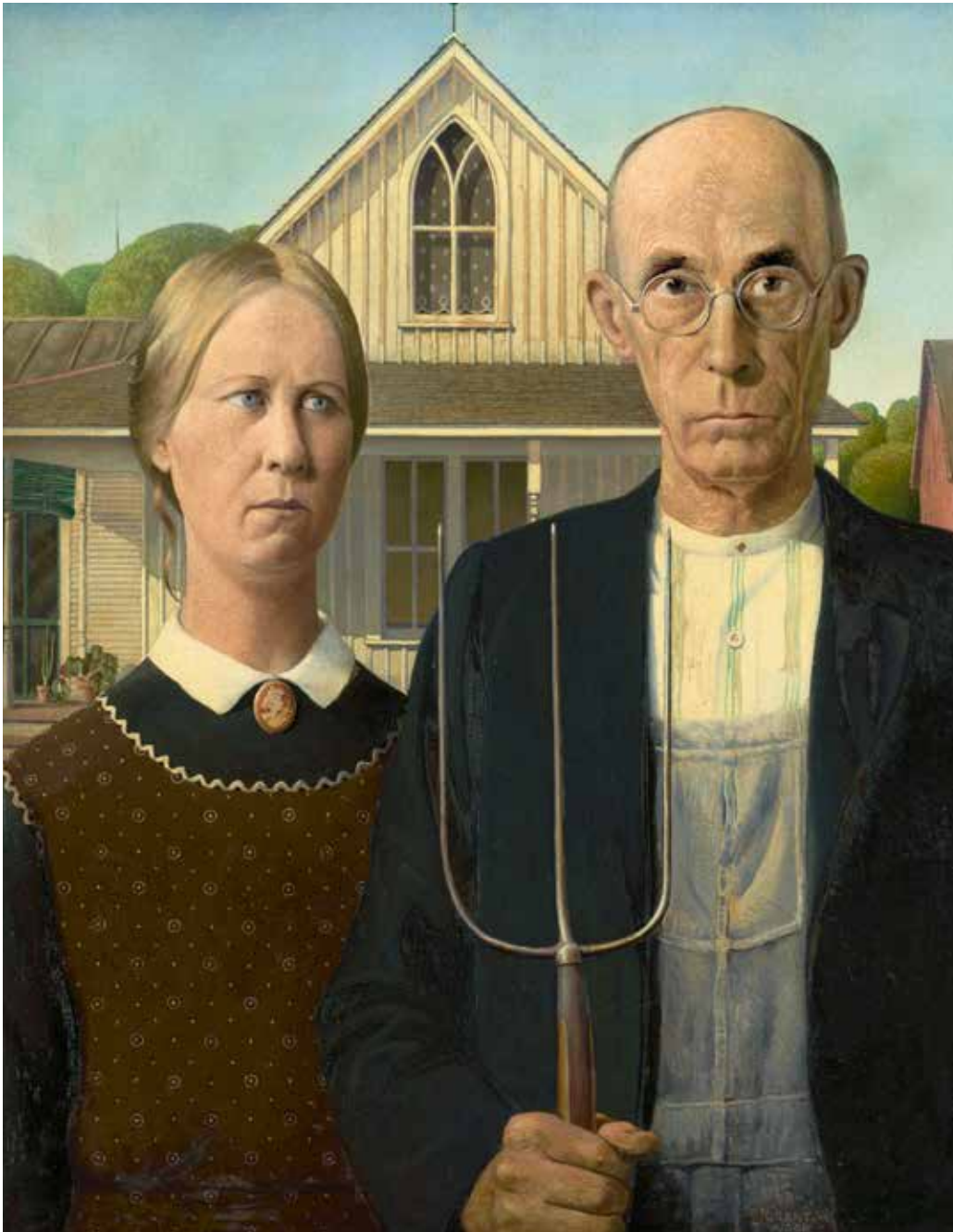
## Bei den Kindern, geht es da um das gemeinsame Sorgerecht?

**Arpino:** Nein, das gemeinsame Sorgerecht ist der Normalfall, von dem nur ausnahmsweise abgewichen wird. Heute wird eher um die alternierende Obhut oder die Betreuungsanteile gestritten. Daran ist die Frage geknüpft, wer dem anderen wie viel Geld bezahlen muss.



Daniela Fischer.

«Auch über Haustiere wird gestritten.»



«Es ist gut investiertes Geld, wenn sich die Heiratswilligen im Vorfeld juristisch beraten lassen.»

**Fischer:** Das Parlament hat die alternierende Obhut gleichzeitig mit dem neuen Betreuungsunterhalt im Gesetz verankert. Daraus können sich in der Praxis Schwierigkeiten ergeben, denn nun hängt alles – das heisst Geld und Kinderbetreuung – zusammen. Bei solchen Ausgangslagen kann es schwieriger werden, Lösungen zu finden.

**Dann schafft das neue Unterhaltsrecht zusammen mit der alternierenden Obhut also mehr Probleme?**

**Arpino:** Es verlagert die Streitereien. Wenn der Richter die alternierende Obhut anordnet und der bisher nicht arbeitstätigen Mutter gleichzeitig sagt, sie müsse wegen der wegfallenden Kinderbetreuung auf einmal 70 Prozent arbeiten, dann kann das massive finanzielle Folgen haben.

**Fischer:** Es geht häufig um Existenzängste, und die sind ein starker Motivator, alles zu tun, um die alternierende Obhut durchzusetzen beziehungsweise zu verhindern.

**Von Väterseite ist zu hören, dass die Gerichte die alternierende Obhut nur sehr zurückhaltend anordnen. Wenn sich die Mutter querlege, habe ein Vater keine Chance.**

**Fischer:** Im Streitfall liegt es im Ermessen des Richters, ob er die alternierende Obhut anordnet oder nicht, Richtschnur ist immer das Kindeswohl. Dass sich die Eltern abwechselnd um das Kind kümmern, klappt nur, wenn sie in der Nähe wohnen und miteinander kommunizieren können – bei einem Hochkonfliktfall, wo keine Kooperation möglich ist, ist das kaum praktikabel.

**Arpino:** Ich kenne Fälle, in denen sich ein Elternteil querstellt und alle Register zieht, inklusive Strafanzeigen. Es kann so Jahre

dauern, bis ein richterlicher Entscheid vorliegt. Während dieser Zeit werden Fakten geschaffen oder das Kind wird beeinflusst, so dass es irgendwann nicht mehr zum anderen Elternteil will. Dann ist es ganz schwer, noch etwas zu ändern.

**Das heisst, ein Vater muss das einfach akzeptieren?**

**Fischer:** Für den Moment schon, doch das Leben mit Kindern ändert sich ja ständig. Ich habe Fälle, in denen die Kinder erst nach der Pubertät erfahren haben, wie intensiv der Vater um sie gekämpft hat, und die haben dann die Fronten gewechselt. Wer den anderen Elternteil ausgrenzt, muss damit rechnen, dass das später zum Bumerang wird.

**Arpino:** Den Vätern kann man sicher raten, sich schon während des Zusammenlebens in der Kinderbetreuung zu engagieren, dann sind die Chancen auf die alternierende Obhut grösser.

**Ehen, die mehr als zehn Jahre gedauert haben, gelten laut Bundesgericht als lebensprägend. Das heisst, dass der eine Ex-Partner – meist der Mann – dem anderen Unterhalt bezahlen muss, im Maximalfall ein Leben lang. Finden Sie das fair?**

**Fischer:** Es geht darum, das Vertrauen in die Ehe zu schützen. Ich finde das richtig: Wenn man sich für eine gewisse Dauer auf ein Lebensmodell und eine Rollenverteilung geeinigt hat, muss man sich darauf verlassen können. Eine Ehe ist kein simpler Vertrag, den man nach Belieben kündigen kann.

**Arpino:** Das ist auch meine Meinung. Nach vielen Jahren und einer traditionellen Rollenteilung aus der Ehe auszusteigen nach dem Motto: «Das war's, du kannst jetzt selber schauen», würde zu stossenden Ergebnissen führen. Im Extremfall könnte der eine in Saus und Braus leben, während der andere zum Sozialfall würde. Allerdings werden die Anforderungen an den Ehegatten, der Anspruch auf Unterhalt hat – also überwiegend die Frau –, immer höher. So muss eine alleinerziehende Mutter neuerdings bereits ab dem Kindergartenalter des jüngsten Kindes zu 50 Prozent arbeiten, ab der Oberstufe 80 Prozent und ab dem 16. Geburtstag Vollzeit.

**Kann sich eine Frau, die wegen der Kinder auf einen Beruf verzichtet, irgendwie absichern?**

**Arpino:** Nur begrenzt. Mit einem Ehevertrag könnte man vereinbaren, dass der Mann der Frau bei der Scheidung einen bestimmten Betrag bezahlt. Klar ist jedoch: Eine Frau, die während der Ehe im Berufsleben bleibt, ist im Scheidungsfall weniger vom Mann abhängig, erleidet keine so starke Karriereeinbusse und kann schneller für sich sorgen. Das ist auch mit Blick auf AHV und Pensionskasse wichtig. >>>

**Gibt es bei den Scheidungen Unterschiede zwischen heterosexuellen und homosexuellen Paaren?**

**Fischer:** Der grosse Unterschied liegt darin, dass Homosexuelle, die in eingetragener Partnerschaft leben, meist finanziell voneinander unabhängig sind. Die wirtschaftliche Selbständigkeit macht die Trennung einfacher.

**Homosexuelle Paare haben auch keine Kinder.**

**Fischer:** Noch nicht. Doch mit der Stiefkindadoption wird sich das ändern.

**Wie lange dauert eine Scheidung, wenn sich die Ehegatten einig sind?**

**Arpino:** Ab der Einreichung der Vereinbarung beim Gericht bis zum Urteil etwa zwei bis drei Monate.

**Wie lange dauert eine strittige Scheidung üblicherweise?**

**Fischer:** Erinstanzlich ein Jahr.

**Arpino:** Ich hätte aufgerundet – ein bis zwei Jahre.

**Fischer:** Zieht einer die Sache weiter an die obere Instanz, sind es schnell einmal vier bis fünf Jahre. Ein Büropartner von mir betreut eine Scheidung, die seit fünfzehn Jahren läuft.

**Wie viel kostet das?**

**Arpino:** Ein mehrjähriges Verfahren kann sich auf mehrere hunderttausend Franken belaufen.

**Wenn die Gegenpartei auf Zeit spielt, um Ihren Klienten mürbezumachen, was raten Sie?**

**Arpino:** Wenn sich das ökonomisch rechnet, rate ich dem Klienten, grosszügig zu sein, im Sinne der Prozessverhinderung. Wenn man 20 000 Franken mehr bezahlt, dafür aber die Scheidung schnell über die Bühne geht, kann sich das finanziell immer noch rechnen. Doch es gibt natürlich immer eine Schmerzgrenze.

**Das Bundesgericht hat kürzlich erstmals ein Teilurteil zugelassen: Man kann sich scheiden lassen, ohne schon die Nebenfolgen geregelt zu haben. Damit fällt für den scheidungsunwilligen Partner ein Druckmittel weg, um möglichst gute Konditionen herauszuholen. Wird das die Verfahren beschleunigen?**

**Arpino:** Nein, ein Teilurteil beschleunigt das Scheidungsverfahren nicht. Ich befürchte aber, dass davon der finanzkräftigere Partner profitiert. Ist die Scheidung einmal ausgesprochen, hat dieser kein Interesse mehr an einer schnellen Regelung der Nebenfolgen wie Unterhalt und Güterrecht. Er kann den Prozess aufblasen, verzögern und so den anderen «aushungern».

**Fischer:** Im besagten Urteil handelte es sich um einen speziellen Einzelfall. Teilurteile dürften nicht zur Regel werden.

**Wenn man mit einem neuen Partner zusammenlebt, wie lange muss der Ex dann noch Unterhalt zahlen?**

**Fischer:** Nach fünf Jahren Dauer geht man von einem gefestigten Konkubinatsverhältnis aus, dann verliert man den Unterhaltsanspruch.

**Kennen Sie Fälle, in denen man das Konkubinatsverhältnis zu verschleiern versucht?**

**Fischer:** O ja. Doch es ist nicht einfach, das vor Gericht zu beweisen. Selbst wenn die beiden Namen an der Türklingel stehen und man sich gemeinsam im Telefonbuch eintragen lässt, heisst das nicht, dass das Gericht dem Antrag auf Aufhebung der Unterhaltsbeiträge folgt.

**Arpino:** Viele Paare, die in einer solchen Situation leben, haben irgendwo noch eine kleine Wohnung, die als Adresse angegeben

---

**«Ein Büropartner von mir betreut eine Scheidung, die seit fünfzehn Jahren läuft.»**

---

wird. Die kostet zwar auch, doch wenn die Miete tiefer ist als die Unterhaltsbeiträge des Ex-Gatten, dann lohnt es sich.

**Männer sagen regelmässig, Scheidungsrichterinnen seien gegenüber den Frauen loyaler.**

**Fischer:** Das stimmt nicht, absolut nicht.

**Arpino:** Im Gegenteil: Wenn ich einen Mann vertrete, dann habe ich am liebsten eine junge Frau als Richterin.

**Fischer:** Und ist die Klientin eine klassische Hausfrau und Mutter, habe ich am liebsten einen Richter kurz vor der Pensionierung. *(Lacht)*

**Wirklich?**

**Fischer:** Ja. Der steckt noch im traditionellen Schema und findet, die Frau gehöre zu den Kindern. Eine Richterin dagegen arbeitet ja auch viel und will, wenn sie einmal Kinder hat, meistens auch berufstätig bleiben.

**Arpino:** Eine junge Richterin hat tendenziell höhere Erwartungen an das gleiche Geschlecht. Wenn dann die Ehefrau sagt: «Ich kann doch jetzt nicht 50 Prozent arbeiten gehen», stösst dies auf wenig Verständnis.

**Fischer:** Das gilt nebenbei gesagt auch im Strafrecht: Wenn ein Mann wegen Vergewaltigung vor Gericht steht, ist es für ihn am besten, wenn drei Richterinnen den Fall beurteilen. Niemand ist so streng gegenüber einer Frau, dem Opfer in diesem Fall, wie andere Frauen.

**Bei welchen Paaren wird am brutalsten gestritten?**

**Arpino:** Sobald Existenzängste vorhanden sind, wird hart gekämpft. Das ist verständlich. Und es kann schnell sehr knapp werden, wenn mit dem bisherigen Einkommen auf einmal zwei Haushalte finanziert werden müssen.

**Fischer:** Den klassischen Mittelstand trifft es am schlimmsten. Wenn ein Vater 10 000 oder 15 000 Franken im Monat verdient und die Frau arbeitet nicht, muss er nachher vielleicht noch mit 6000 auskommen, den Rest gibt er ab.

**Arpino:** Es gibt aber auch Fälle in komfortablen Verhältnissen, bei denen es für den Mann finanziell eigentlich keine Rolle spielt, ob er 9000 oder 12 000 Franken im Monat zahlt, und dennoch wird erbittert gestritten. Und es gibt auf der anderen Seite Klientinnen, die erstreiten Unterhaltszahlungen von 20 000 Franken oder mehr, und für die bricht eine Welt zusammen.

**Gibt es Dinge, die man bereits vor der Ehe regeln sollte?**

**Arpino:** Es ist sicher gut investiertes Geld, wenn sich die Heiratswilligen im Vorfeld juristisch beraten lassen.

**Fischer:** Es geht immerhin um eine lebenslange Entscheidung, da sollte man vorher ein, zwei Stunden mit einem Anwalt reden.

**Arpino:** Wenn man vergleicht, was die Hochzeit kostet...

**Fischer:** ... ein Verhältnisblödsinn. Wie wollen wir die Aufgaben verteilen, wie steht es mit Kindern, mit Immobilien? Macht eine Gütertrennung für uns Sinn? Diese Punkte sollte man vorher durchdenken.

**Kann man das in einem Ehevertrag regeln?**

**Arpino:** Die Lebensplanung kann man in einem Ehevertrag nicht regeln, aber finanzielle Dinge wie den Güterstand schon.

**Wer schliesst heute Eheverträge ab? Sind es gehobene soziale Schichten?**

**Arpino:** Es sind sicher eher gutbetuchte Leute – oder zumindest einer der Ehepartner ist es. Wer nichts hat, denkt auch nicht daran, dass er etwas regeln muss.

**Würden Sie die Ehe aus juristischer Sicht empfehlen?**

**Arpino:** Ja, die Ehe hat auch juristische Vorteile. Wenn Sie Kinder haben, dann sind gewisse Sachen einfacher. Da ist zudem die erbrechtliche und sozialversicherungsrechtliche Absicherung, und die Erbschaftssteuer fällt weg.

**Fischer:** Es ist wie alles andere im Leben: Es gibt Vor- und Nachteile. Von der Ehe abraten würde ich sicher nicht, im Gegenteil.

**Sind Sie verheiratet?**

**Arpino:** Ich bin verheiratet *(zeigt den Ehering)* – ein Überzeugungstäter.

**Fischer:** Ich bin verlobt.

Daniela Fischer ist Fachanwältin SAV Familienrecht bei Peyer Partner Rechtsanwältinnen in Zürich.

Silvano Arpino ist Fachanwalt SAV Familienrecht und Partner bei AH4 AG Family Law Experts in Zürich.

# Sozialfall 2. Säule

Arbeitgeberverband und Gewerkschaften schlagen Bundesrat Berset vor, die privaten Pensionskassen staatlich zu stützen. Der Gewerbeverband wehrt sich gegen diesen Systembruch. Er wäre für die Altersvorsorge fatal. Von Beat Gygi

Bundesrat Alain Berset unternimmt einen weiteren Versuch, die morsch gewordene zweite Säule der Altersvorsorge zu reparieren, und hat die Sozialpartner um einen Lösungsvorschlag gebeten. Gut ein Jahr lang haben der Arbeitgeberverband, der Gewerbeverband, der Schweizerische Gewerkschaftsbund und die Gewerkschaft Travail Suisse an einem Kompromiss gearbeitet. Sie kamen aber zu keinem Ergebnis, immer wieder endeten Abstimmungen mit drei zu eins. Der Gewerbeverband trat letzte Woche aus dem Quartett aus und fertigte eine eigene Variante an.

So erhielt Berset am Dienstag zwei Vorschläge: einen vom Trio Arbeitgeberverband, Gewerkschaftsbund und Travail Suisse, den ihre drei Präsidenten Valentin Vogt, Pierre-Yves Maillard und Adrian Wüthrich als «Sozialpartnerkompromiss» präsentierten – und einen alternativen Ansatz vom Gewerbeverband, den Präsident Jean-François Rime und Direktor Hans-Ulrich Bigler vorstellten. In einem zentralen Punkt waren sich die beiden Parteien einig: Bei den Pensionskassen soll das für eine Person in der Berufszeit angesparte Geld künftig nicht mehr ganz so rasch an die Empfänger fließen wie bisher: Der Umwandlungssatz soll von 6,8 auf 6 Prozent gesenkt werden. Mit anderen Worten: Das einer Person gutgeschriebene Pensionskassenkapital im obligatorischen Teil, das heute nach 14,7 Jahren Rentenzeit aufgebraucht ist, soll künftig auf 16,7 Jahre verteilt, also etwas gestreckt werden.

Das ist ein kleiner Schritt. Heute beträgt die Lebenserwartung von Männern ab der Pensionierung rund zwanzig Jahre, die von Frauen 23 Jahre. Die Rentenbezüger erhalten also gegenwärtig sieben oder mehr Jahre lang Geld von andern, Geld von den Jüngeren, die laufend in die Kassen einzahlen und nicht merken, dass ihr Vorrat von den Pensionierten heimlich angebraucht wird. Selbst mit dem neu angepeilten Umwandlungssatz würden die Pensionäre immer noch fünf oder mehr Jahre auf Kosten der Jüngeren leben. Die jährliche Umverteilung von Jung zu Alt in der zweiten Säule beträgt jährlich um die 7 Milliarden Franken. Viel korrekter wäre heute ein Umwandlungssatz in der Nähe von 4,5 Prozent.



**Dammbruch:** Arbeitgeberverbandspräsident Vogt.

Einig ist man sich in einem weiteren wesentlichen Punkt: Die Rentner, die von der Reduktion des Umwandlungssatzes getroffen werden, sollen keine Schmerzen verspüren, eine ganze Rentnergeneration soll entsprechend entschädigt werden – aber auf welche Weise, darüber gingen die Meinungen im Quartett derart auseinander, dass es zur Spaltung kam.

Der Hauptunterschied zwischen den beiden Parteien besteht darin, dass das Sozialpartner-Trio Arbeitgeber/Gewerkschaften den künftigen Rentenbezüger als Schmerzensgeld einen zusätzlichen Fixbetrag pro Kopf als Rentenzuschlag zahlen will, «solidarisch finanziert» durch einen Lohnbeitrag von 0,5 Prozent auf AHV-pflichtigen Einkommen bis zur Obergrenze von 853 200 Franken Jahreseinkommen; das wäre ein Zustupf der Gutverdienenden. Das Sozialpartner-Trio macht die Reparatur der zweiten Säule somit zu einer Art Sozialprojekt. Geldspritzen aus der Gesellschaft sollen stützen helfen, was ursprünglich als individuelles Sparen und Kapitalbilden gedacht war. Der Gewerbeverband dagegen will die zweite Säule nicht mit einem äusseren Umverteilungssystem verbinden. Er will die Pensionskassen nicht sozialisieren, sondern ohne Hilfe von aussen etwas stabiler machen, indem die Erwerbstätigen in ihrer aktiven Zeit mehr ansparen sollen. Die Mehrkosten sind gut eine Milliarde Franken geringer als beim Arbeitgebermodell.

Es wäre ein Bruch mit dem bisherigen System, die zweite Säule mit einem AHV-ähnlichen Umlageverfahren zu ergänzen – fast wie ein Verbinden der ersten mit der zweiten

Säule, was wahrscheinlich auf einen verstärkten Zugriff des Staates auf die berufliche Vorsorge hinauslief. Einen ähnlichen Versuch gab es schon vor gut zwei Jahren mit Bersets Projekt «Altersvorsorge 2020», das im September 2017 an der Urne scheiterte. Damals war unter anderem auch eine Senkung des Umwandlungssatzes von 6,8 auf 6 Prozent vorgesehen – und ebenfalls eine Schmerzlinderung, seinerzeit in Form eines Zückerchens von 70 Franken AHV-Zuschuss pro Monat. Die erste und zweite Säule wären direkt miteinander verbunden worden.

## Kollektivierung privater Gelder

Ziel des linken Lagers ist es seit je, die 1985 zum Zwangssparen eingerichtete zweite Säule irgendwann anzubohren und um die 600 Milliarden Franken irgendwie der staatlichen AHV zuzuleiten, um eine Art Volkspension einzurichten. Maillard hat für sein Lager gute Arbeit geleistet, Vogt ist im Gegensatz zu Rime und Bigler einen Kompromiss eingegangen, der gegenüber dem bisherigen System einen Dammbruch für die Kollektivierung privater Gelder bedeuten kann.

Das ist umso brisanter, als beide nun präsentierten Vorschläge keine Reformen darstellen. Grundlegende Anpassungen der beruflichen Vorsorge an die steigende Lebenserwartung kommen nicht zur Sprache, von höheren Beiträgen, längerer Lebensarbeitszeit oder reduzierten Renten ist keine Rede. Ja, selbst mit einem konstanten Rentenniveau wäre man unzufrieden. Veronica Weisser, Leiterin Makro- und Sektorenanalyse Schweiz im Chief Investment Office der UBS und Autorin von Vorsorgestudien, weist darauf hin, dass eine Stabilisierung der jährlichen Renten, wie dies beide Ansätze vorsehen, letztlich eine anhaltende Ausweitung der gesamten persönlichen Rentensumme bedeute, da ja die Lebenserwartung weiter steige und damit die Rentenjahre. Nach ihrer Einschätzung ist es sehr schwierig, unter solchen Bedingungen die Umverteilung von jünger zu älter einzudämmen. Aus dieser Sicht müsste die Pensionskassenbranche für den Ansatz des Sozialpartner-Trios Arbeitgeber/Gewerkschaften sein, weil damit ihre Probleme auf die Gesellschaft übertragen werden. ○



Gegenrede

## CO<sub>2</sub> verringern, Wohlstand sichern

Die *Weltwoche* geisselt die Klimastrategie der FDP. Zu Unrecht. Die Schweiz sollte ihren CO<sub>2</sub>-Ausstoss bis 2050 auf Netto null senken. Das ist möglich. Damit bremsen wir nicht nur den Klimawandel. Durch die erforderlichen Innovationen werden wir langfristig auch unseren Wohlstand wahren. *Von Ruedi Noser*

Um die Klimakrise zu begrenzen, müssen die Emissionen menschengemachter Treibhausgase bis spätestens 2050 auf netto null sinken. Das wissen wir aus dem jüngsten Bericht des Weltklimarats. Auch das Pariser Klimaübereinkommen schreibt in Artikel 4 klar vor, dass nach 2050 die Emissionen auf netto null sinken müssen, um den Anstieg der durchschnittlichen Erdtemperatur deutlich unter 2 Grad Celsius über dem vorindustriellen Niveau zu halten. Dieses Ziel hat auch die Schweiz ratifiziert. Netto null bedeutet: Treibhausgase so weit wie möglich vermeiden, und wo Rest-Emissionen bleiben, diese binden. Dafür kommen natürliche Methoden in Frage, wie zum Beispiel Aufforstung, oder technische, wie die Einlagerung von CO<sub>2</sub>. Für mich gibt es drei Gründe, warum netto null bis 2050 eine Chance für die Schweizer Wirtschaft ist: Wir haben die Technologien, die finanziellen Mittel, und der Zeitpunkt stimmt.

### Die Technologien sind da

Es gibt bereits heute Technologien und Produkte, die fossile Energieträger vollständig ersetzen. Beispielsweise im Verkehr oder im Bau, wo wir heute schon energieautonome Gebäude realisieren können. Warum also sollen wir noch anders bauen? Zwei eingereichte Vorstösse von FDP-Exponenten fordern entsprechend, dass alle Bauten des Bundes innerhalb von zwölf Jahren energieautonom werden. Aber nicht überall können wir derzeit auf Alternativen zu einer erdölbasierten Energieversorgung zurückgreifen. Die Luftfahrt ist zweifellos ein Knackpunkt in der Klimapolitik. Noch steht die Forschung am Anfang.

Technisch ist es zwar heute schon möglich, Flugbenzin synthetisch und CO<sub>2</sub>-neutral zu produzieren. Die ETH Zürich hat eine Pilotraffinerie vorgestellt, die flüssige Treibstoffe mit Hilfe von Sonnenenergie und CO<sub>2</sub> aus der Luft gewinnt. Der synthetische Treibstoff ist allerdings noch rund viermal teurer als herkömmliches Kerosin, und bis zur industriellen Reife, die den Preis senken würde, bräuchte es substanzielle Investitionen und die Bereitschaft, Risiken einzugehen.

Einfach nicht mehr zu fliegen, ist für mich keine Lösung: Reisen trägt in einer globalen Welt zum gegenseitigen Verständnis bei, und die arbeitsteilige Weltwirtschaft fördert den

globalen Wohlstand. Doch wer heute fliegt, soll einen Beitrag zu einer CO<sub>2</sub>-reduzierten Luftfahrt in der Zukunft leisten. Das ist die Idee hinter der von den FDP-Delegierten am 22. Juni beschlossenen Lenkungsabgabe auf Flugtickets. Diese Abgabe muss wirtschaftsverträglich sein, den Transitverkehr ausnehmen und zu einem grossen Teil an die Bevölkerung zurückverteilt werden. Der Rest fliesst in einen Klimafonds, der Fördergelder in einem wettbewerblichen Verfahren vergibt, um Technologien zur CO<sub>2</sub>-Reduktion zu erfor-



Lenkungswirkung in Europa.

schen und zur Marktreife zu bringen. Die Flugticketabgabe erzielt erstens eine Lenkungswirkung in Europa, zweitens hilft sie der Schweiz, netto null zu erreichen, und drittens können wir Technologien entwickeln, die im Weltmarkt bestehen und rund um den Globus eingesetzt werden. Mit solchen Innovationen leisten wir einen Beitrag an die Senkung des weltweiten CO<sub>2</sub>-Ausstosses und schaffen gleichzeitig in der Schweiz exportorientierte Arbeitsplätze in einer attraktiven Zukunftsindustrie.

Heute gibt die Schweiz rund zehn Milliarden Franken pro Jahr für Erdöl und Erdgas aus

– Geld, das aus der Schweiz ins Ausland abfließt und das stattdessen langfristig ins Inland umgelenkt werden könnte. Wenn wir in ähnlichem Umfang in den Aufbau einer Schweizer Infrastruktur für erneuerbare Energien investieren, generieren wir hierzulande Wertschöpfung und schaffen Arbeitsplätze mit Zukunft.

Netto null ist also nicht nur finanzierbar, es ist auch die Basis für unseren zukünftigen Wohlstand. Die vorhandenen Mittel, gepaart mit unserer Forschungs- und Innovationskraft, eröffnen uns die Chance, Produkte zu entwickeln, die weltweit dazu beitragen, den Bedarf an Energiedienstleistungen einfacher und günstiger decken zu können.

### Der Zeitpunkt stimmt

Die Zukunft ist unsicher. Mit dieser Tatsache kann man unterschiedlich umgehen: Entweder man tut gar nichts, oder aber man unternimmt das heute Mögliche. Ich stehe für aktives Handeln, denn mit fortschreitender Zeit werden die Optionen weniger und teurer. Selbst wenn man das Zwei-Grad-Ziel in Frage stellt, ist nicht von der Hand zu weisen, dass eine wachsende Weltbevölkerung ihren wachsenden Energiebedarf nicht nachhaltig über endliche fossile Energieträger decken kann.

Wer frühzeitig in Zukunftstechnologien investiert, ist im Vorteil, denn die Transformation des Energieverbrauches und der Aufbau neuer Infrastrukturen benötigen Zeit. Wenn wir jetzt handeln, können wir nicht nur das CO<sub>2</sub> in der Schweiz reduzieren, sondern exportfähige Lösungen für den Weltmarkt entwickeln. Liberalismus heisst, dass die Welt nicht gottgegeben ist, sondern gestaltet werden kann. Meine Generation hat die Welt von unseren Eltern übernommen, und wir konnten sie in Freiheit gestalten. Sorgen wir dafür, dass wir die Welt so weitergeben, dass auch die kommende Generation diese Freiheit hat.

Ruedi Noser ist FDP-Ständerat des Kantons Zürich.

# Von Jägern zu Gejagten

Auf Geheiss des Obergerichtes hat ein Sonderermittler ein Strafverfahren gegen Daniel Blumer eröffnet, den Kommandanten der Zürcher Stadtpolizei. Der Vorwurf des Amtsmissbrauchs und der Begünstigung kommt aus den eigenen Reihen. *Von Alex Baur*

Die Stellungnahme von Staatsanwalt Patrik Bergamin aus St. Moritz ist ebenso knapp wie brisant: «Es trifft zu, dass ich gegen Peter Mucklenbeck und Daniel Blumer eine Strafuntersuchung wegen Amtsmissbrauchs etc. eröffnet habe. Bisher wurden mehrere Personen staatsanwaltschaftlich befragt. In den folgenden Monaten wird es zu weiteren Untersuchungshandlungen kommen.» Mehr könne er zurzeit nicht sagen.

Die Verdächtigten – Peter Mucklenbeck, Staatsanwalt in Zürich, und Daniel Blumer, ebenda Kommandant der Stadtpolizei – stehen normalerweise auf der Seite der Ermittler. Den Anlass für das Strafverfahren gegen die beiden Strafverfolger gaben Vorwürfe, die aus dem Korps kamen, das Blumer befehligt. Ob diese begründet sind oder nicht, wird sich zeigen. Doch gemäss einem Entscheid des Zürcher Obergerichtes vom 2. November 2018 sind es die Vorwürfe wert, untersucht zu werden. Im letzten Februar betraute die Zürcher Regierung Staatsanwalt Patrik Bergamin aus dem fernen St. Moritz mit den Ermittlungen.

Laut dem Entscheid des Obergerichtes, welcher der *Weltwoche* vorliegt, steht hinter dem Verfahren gegen Blumer und Mucklenbeck eine Strafanzeige der Zürcher Rechtsanwältin Bettina Schmid vom Mai 2018. Weil gegen Beamte nur mit richterlicher Einwilligung ermittelt werden darf, waren die beiden noch vor ihrer ersten Einvernahme über das laufende Verfahren im Bilde. Erfolglos wehrten sie sich gegen die Eröffnung.

## Ein Dominikaner aus Venezuela

Gegenstand des Verfahrens ist ein Vorfall, der sich Anfang 2015 zugetragen hat. Am 11. März verhaftete die Stadtpolizei den angeblichen Dominikaner Carlos S. (Jahrgang 1983). Der Mann befand sich in Begleitung eines gesuchten Drogenhändlers und Einbrechers. Ein Abgleich der Fingerabdrücke ergab, dass Carlos S. identisch war mit einem angeblichen Venezolaner, der sich 2012 als Edwin M. (Jahrgang 1984) ausgewiesen hatte und der damals in seine Heimat deportiert worden war. Sein venezolanischer Führerschein wie auch sein Personalausweis waren zuvor vom Forensischen Institut Zürich für echt befunden worden.

Gemäss den Forensikern waren aber auch der dominikanische Ausweis und die spanische Aufenthaltserlaubnis des Mannes echt, der nun mit neuem Namen, neuer Nationalität und neuem Geburtsdatum wieder in



*Drohte mit «personalrechtlichen Konsequenzen»: Polizeichef Blumer.*

Zürich aufgetaucht war. Am 12. März 2015 übergab die Stadtpolizei den Lateinamerikaner mit entsprechendem Rapport an Staatsanwalt Peter Mucklenbeck. Doch dieser stellte das Verfahren mit Datum vom 23. März 2015 ein – also lediglich elf Tage später – und liess den Mann samt seinen neuen Papieren laufen.

## Ermittlungen für den Papierkorb

Nun platzte Feldweibel S. von der Stadtpolizei der Kragen. Mindestens eine der beiden Identitäten des Lateinamerikaners musste falsch sein. Die plausibelste Variante war, dass es sich um einen Venezolaner handelte, der sich mit dominikanischen Papieren einen Aufenthalt in Spanien erschlichen hatte. Doch selbst wenn seine dominikanische Identität echt war, wäre der Mann drei Jahre zuvor mit falschen Papieren eingereist, was noch nicht verjährt gewesen wäre. Man konnte es drehen, wie man wollte – ohne Straftat, die von Amtes wegen verfolgt werden muss, geht so etwas kaum.

Die Polizisten fühlten sich veräppelt. Sie hatten die aufwendigen Ermittlungen für den Papierkorb gemacht. Feldweibel S. orientierte vorerst die Oberstaatsanwaltschaft schriftlich über den Vorfall. Da nichts passierte, informierte er den Kommandanten Blumer: Er werde nun Strafanzeige gegen den Staatsanwalt Mucklenbeck wegen Begünstigung und Amtsmissbrauchs einreichen. Doch Blumer verbot ihm, offenbar nach Rücksprache mit der Staatsanwaltschaft, aktiv zu werden. In einer E-Mail drohte der Kommandant Feldweibel S. mit «personalrechtlichen Konsequenzen», falls er seinen Verdacht nicht für sich behalte.

Rein formell hatte Feldweibel S. seine Pflicht getan. Die Verantwortung lag nun beim Kommandanten. Dieser hatte die Anzeige eines Tatverdächtigen verhindert – und sich damit selber dem Verdacht der Begünstigung ausgesetzt. In wessen Namen Rechtsanwältin Schmid die Strafanzeige gegen ihn einreichte, konnte nicht ausfindig gemacht werden. Sie war für eine Stellungnahme nicht erreichbar.

Wer auch immer hinter der Anzeige steht, die Person musste über polizeiinterne Informationen verfügen. Tatsache ist, dass zur fraglichen Zeit die Beziehungen zwischen Stadtpolizei und Staatsanwaltschaft angespannt bis vergiftet waren. Mit einem Monsterverfahren gegen ein Dutzend unbescholtene Beamte der Sittenpolizei im Fall «Chilli's» hatte die Staatsanwaltschaft das Korps gegen sich aufgebracht. Die Korruptionsvorwürfe erwiesen sich als haltlos. Statt den kolossalen Flop einzugestehen, weitete die Staatsanwaltschaft die Ermittlungen ins Uferlose aus. Mit dem Mikroskop und aufs Geratewohl suchte man nach Regelverstössen, die man den Polizisten anhängen konnte. Aus der Perspektive des einfachen Polizisten ist es nur konsequent, wenn man nun die Chefs und die Staatsanwälte an ihren eigenen Massstäben misst.

Polizeivorsteherin Karin Rykart (Grüne) stellt sich hinter Daniel Blumer. Nicht einmal eine Anklageerhebung wäre, so erklärte sie auf Anfrage, «ein Anlass, an der Unschuld des Kommandanten zu zweifeln». Wie Marco Cortesi, Pressesprecher der Stadtpolizei, versicherte, muss der aufmüppige Feldweibel S. nicht mit Konsequenzen rechnen. ○

# Bundesrichterin will EU-Beitritt und Menschenrecht auf Klimaschutz

Die CVP-Kandidatin Julia Hänni wurde vom Parlament mit lauten Nebengeräuschen zur Bundesrichterin gewählt. Sie sei auf Unabhängigkeitskurs, hiess es selbst in Kreisen der SVP. Offenbar hat niemand ihre Schriften studiert. *Von Philipp Gut*

An dieser Frau entzündete sich eine der hitzigsten Auseinandersetzungen während der Sommersession. Julia Hänni, Anfang vierzig und Assistenzprofessorin für öffentliches Recht an der Universität Luzern, trat für die CVP zur Wahl für das Amt eines Bundesrichters an der Zweiten öffentlich-rechtlichen Abteilung an. Dieser wird sie ab Mitte August angehören, wie das Bundesgericht diese Woche bekanntgab. Der SVP-Kandidat Thomas Müller unterlag in der Gerichtskommission denkbar knapp. Ausschlaggebend war gewesen, dass Andrea Caroni (FDP) als Studienkollege von Hänni sich der Stimme enthielt. Mit Stichentscheid des Präsidenten, der der gleichen Partei wie Hänni angehört, schlug die Kommission sie zur Wahl vor. Der Rest war Formsache. Die Aufregung über den Vorfall rührte daher, dass die SVP am Bundesgericht deutlich untervertreten ist. Im Rahmen eines freiwilligen Parteienproporztes hätte ihr Kandidat eigentlich zum Zug kommen müssen («Ränke-spiel um Bundesrichter», *Weltwoche* Nr. 24/19).

Doch selbst innerhalb der düpierten SVP-Fraktion gibt es Stimmen, die sich lobend über Hänni äussern. Ihr Auftritt habe über-

---

Das «Abseitsstehen» der Eidgenossenschaft sei «zu bedauern», schreibt sie.

---

zeugt, sie sei eine akademische Überfliegerin, sagen sie. Das positive Urteil dürfte auch mit den Versprechungen zusammenhängen, die Hänni in der Anhörung vor den SVP-Parlamentariern machte. Sie habe sich als solidbürgerlich präsentiert und sich gegen den Rahmenvertrag mit der EU ausgesprochen.

Die Lorbeeren dürften allerdings etwas vor-schnell verteilt worden sein. Jedenfalls scheint sich niemand die Mühe gemacht zu haben, die einschlägigen Schriften von Hänni zu lesen. Wer das tut, erhält ein anderes Bild. Die *Weltwoche* hätte die Autorin gern zu einem sportlichen Gespräch getroffen, um sich mit ihr über die offenen Fragen zu unterhalten. Dies wurde von Hänni zuerst abgelehnt («Ich bitte Sie um Verständnis, dass ich im Vorfeld keine Fragen zu meiner künftigen Tätigkeit beantworten möchte»), dann zu- und in letzter Minute wieder abgesagt. Hänni diktierte die Bedingung, den ganzen Text – und nicht nur wie



*Europäisches und internationales Recht gehen vor:* Juristin Hänni.

üblich ihre Zitate – vor der Publikation autorisieren zu können, und bestand auf einem «Verwerfungsrecht». Auch ihr künftiger Arbeitgeber in Lausanne habe ihr «nahegelegt», den Termin abzublasen. Irgendwie mussten die höchsten Richter nervös geworden sein.

Inzwischen kursieren Gerüchte, SP-Bundesrichter Andreas Zünd habe hinter den Kulissen persönlich für Hännis Wahl lobbyiert. Beweisen lässt sich das nicht. Tatsache ist, dass Hänni Zünds persönliche Mitarbei-

terin am Bundesgericht war. Schon dies hätte hellhörig machen können. Denn Zünd war massgeblich an zwei Grundsatzentscheiden beteiligt, von denen der erste als der eigentliche Auslöser für die Selbstbestimmungsinitiative angesehen werden kann. 2012 stellte die Zweite öffentlich-rechtliche Abteilung mit Zünd als Präsidenten die Europäische Menschenrechtskonvention (EMRK) über die schweizerische Bundesverfassung, und 2015 gewichtete dieselbe Kammer das Personen-



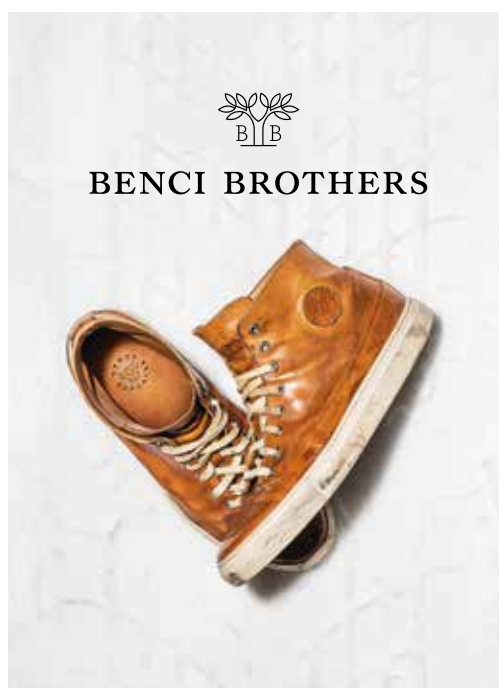
freizügigkeitsabkommen stärker als die verfassungsmässigen Grundlagen der Schweiz. Wenn Bundesrichterin-*elect* Julia Hänni nun in dieselbe Abteilung kommt wie Zünd, dürfte sie ihrem Lehrmeister und Förderer kaum widersprechen. In Fussnoten ihrer juristischen Aufsätze erweist sie ihm jedenfalls gerne die Reverenz.

### Plädoyer für den EU-Beitritt

Verschafft man sich einen Überblick über Hännis Wirken, verstärkt sich der Eindruck einer Juristin, die sich mit Vorliebe am internationalen und europäischen Recht orientiert. Ihre Dissertation «Vom Gefühl am Grund der Rechtsfindung» (2010) ist eine sehr abstrakte, rechtsphilosophisch und -historisch geprägte Arbeit, die noch kaum aktuelle Bezüge aufweist. In verschiedenen Aufsätzen in Fachzeitschriften und im Buch «Europarecht. Die europäischen Institutionen aus schweizerischer Sicht» ist das schon ganz anders. Dort scheut sich Hänni nicht, auch politisch heisse Themen anzufassen. In der vierten, überarbeiteten Auflage von «Europarecht» (2015) fungiert sie neben Tobias Jaag als Co-Autorin, die «entscheidenden Anteil» an dem Werk habe. Dabei handelt es sich gemäss den Verfassern um eine «Grundlage für den Unterricht im Europarecht». Was trocken klingt, ist es auch – aber für die Beurteilung der juristisch-politischen Position von Julia Hänni ist der akademische Ziegelstein dennoch aussagekräftig. Die Schweiz habe sich an der Zusammenarbeit in Europa «nur zögerlich beteiligt», klagen die Autoren auf Seite 430. «Die Schweiz als Insel in Europa?», fragen sie auf Seite 483, um dann zu statuieren, die bilateralen Verträge seien «eine Notwendigkeit». Ein bisschen weiter unten heisst es, die «Abstimmung» des schweizerischen Rechts mit jenem der Nachbarstaaten und der EU sei «eine unabdingbare Voraussetzung für die Wettbewerbsfähigkeit und damit für den Wohlstand in unserem Land». Noch deutlicher werden Jaag und Hänni auf Seite 488. Dort stellen sie ausdrücklich die «Souveränität und Unabhängigkeit» der Schweiz in Frage («leere Hülse»). Die Praxis des autonomen Nachvollzugs von EU-Gesetzen missfällt den Autoren: Er sei «nicht das Gleiche wie gestaltende Einflussnahme auf die Ausarbeitung einer Regelung». Das «Absichtsstehen» der Eidgenossenschaft bei «der Zusammenarbeit im Rahmen der EU» sei «zu bedauern», schreiben sie. «Wäre die Schweiz Mitglied der EU, so könnte sie im Rahmen der Rechtsetzung Einfluss auf die Entwicklung in Europa nehmen.» Die Sorge einer überwiegenden Mehrheit in diesem Land, ein Beitritt zur Europäischen Union würde die Unabhängigkeit der Schweiz und ihre direkte Demokratie gefährden, relativiert das Professorenduo mit folgendem Argument: «Die zunehmende internationale Verflechtung und

die Globalisierung im wirtschaftlichen Bereich führen für alle Staaten zu Einschränkungen der Souveränität. Vor diesem Hintergrund sind die bilateralen Abkommen oder gar ein allfälliger Beitritt der Schweiz zur EU nicht als alleinige oder entscheidende Gefährdung ihrer Souveränität zu betrachten.»

Da überrascht es kaum, dass Jaag/Hänni auch mehr oder weniger unverblümt dem Rahmenabkommen mit der EU das Wort reden. «Die Schweiz wird in absehbarer Zeit darüber zu befinden haben, inwiefern sie der Weiterführung des bilateralen Wegs mit einer engeren (institutionellen) Anbindung an die EU zustimmen kann. Die Alternative einer stärkeren Isolierung und Abschottung gegen aussen zwecks Wahrung der Souveränität ist kaum zielführend», meinen die Autoren. Wie stark Hänni mit der Europarechts-Szene ver-



bunden ist, die im Sinne einer *déformation professionnelle* zu einer EU-freundlichen Haltung neigt, zeigt sich auch auf anderen Schauplätzen. So verfasste sie den Aufsatz «The Convention must be read as a whole» über ein Urteil des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte (EGMR) gegen die Schweiz zusammen mit einer Assistentin von Helen Keller, der Schweizer Richterin am EGMR.

### Zuwanderungsinitiative als «Sackgasse»

Interessant ist, dass Julia Hänni offenbar der Ansicht ist, ihre Texte im Zusammenhang mit dem Verhältnis der Schweiz zur EU und zum europäischen Rechtssystem seien rein wissenschaftlich. Diesen Anspruch erweckt sogar ein Gutachten im Auftrag der FDP über die Masseneinwanderungsinitiative, das sie 2011 gemeinsam mit Sebastian Heselhaus, Professor für Europarecht in Luzern, verfasst hat. Eine ausgebaut Version davon erschien in der

*Schweizerischen Zeitschrift für internationales und europäisches Recht* (1/2013). «Es ist nicht die Aufgabe einer rechtswissenschaftlichen Analyse, sich an Spekulationen über die politische Reaktion der EU zu beteiligen», heisst es dort. Dennoch warnen die Autoren eindringlich vor einer Annahme der Initiative (ihrem Ratschlag ist das Volk dann bekanntlich nicht gefolgt). Das Begehren stehe «in einem klaren Wider-

### Ihre Texte begreift sie als «Antrieb für die Weiterentwicklung der Praxis durch die höchsten Gerichte».

spruch zum Freizügigkeitsabkommen», und der Spielraum für Neuverhandlungen bei einem Wegfall der bilateralen Verträge aufgrund der Guillotineklausel «wäre sehr eng». Die FDP liess sich nicht zweimal bitten und folgerte aus der «unabhängigen» Studie: «Rechtsgutachten zeigt: Zuwanderungsinitiative führt Schweiz in eine Sackgasse». Das von ihr in Auftrag gegebene Gutachten bestätigte «die schlimmsten Befürchtungen». Wie sagt der Lateiner? *Quod erat demonstrandum*.

In einem Sonderheft der *Schweizerischen Zeitschrift für Strafrecht* machte sich Hänni im vergangenen Jahr «Gedanken zur Umsetzung von Art. 121 BV und der sog. Härtefallklausel». Dabei kam sie zum Schluss, die Gerichte müssten bei der Ausschaffung krimineller Ausländer «im Rahmen der Entwicklung der Praxis zu den neuen Bestimmungen eine rote Linie zwischen der Straferwartung der Gesellschaft und dem Grundrechtsschutz ziehen». In ihrer jüngsten Publikation vom März dieses Jahres in der *Europäischen Grundrechte-Zeitschrift* befasst sich Hänni mit «Menschenrechtsverletzungen infolge Klimawandels». Auch dieser Text gibt einen Vorgeschmack darauf, was von Bundesrichterin Hänni ungefähr zu erwarten sein könnte. Dabei argumentiert sie im Gleichschritt mit dem klimabewegten Zeitgeist: «Staaten haben eine moralische Verpflichtung, Menschenrechte dadurch zu schützen, dass sie den Treibhausgasausstoss wirksam eindämmen.» Die Rechtsprechung des EGMR biete «potenzielle Grundlagen, Schädigungen infolge Klimawandels auszugleichen». Denn nicht nur die meist privaten Verursacher, auch die Staaten seien betroffen. Aus «menschensrechtlicher Sicht» ergebe sich für sie eine «Schutzpflicht». Die Noch-Wissenschaftlerin begreift Texte wie ihren eigenen als «Antrieb für die Weiterentwicklung der Praxis durch die höchsten Gerichte». Nun kann sie am Bundesgericht bald selbst mitentscheiden. Widerspruch gegen die ausufernde Interpretation der Menschenrechte durch den Strassburger Gerichtshof, die auch die Schweiz immer wieder zu spüren bekommt, darf von ihr kaum erwartet werden. Ihren Ziehvater Zünd wird's freuen. ○

# Qualitätsjournalist ausser Dienst

Felix E. Müller, langjähriger Chefredaktor der *NZZ am Sonntag*, schrieb einen schludrigen Lexikonartikel über alt Bundesrat Moritz Leuenberger. Unangenehm ist der Fall auch für die NZZ, wo Müller bis heute als Berater wirkt. Von Erik Ebnetter

Schon die Aufmachung vermittelt Seriosität: klein der Titel, noch kleiner der Herausgebername, mausgrau der Einband. Umso wuchtiger die Masse: zwei Kilogramm schwer, 750 Seiten dick, 25 Zentimeter hoch. Das neuaufgelegte «Bundesratslexikon», herausgegeben vom Historiker Urs Altermatt, wirkt wie eine buchgewordene Granitplatte, geschaffen für die Ewigkeit. Was hier drinsteht, soll überdauern, und der Verlag NZZ Libro, wo das Lexikon in diesem Frühjahr erschienen ist, scheute wenig Aufwand, um diesem Anspruch editorisch gerecht zu werden: Abbildungen, Autorenverzeichnis, Bildnachweis, Lesebändchen, Personenregister, Tabellen – alles, was ein benutzerfreundliches, hochwertiges Nachschlagewerk ausmacht, wird dem Leser geboten. Nur die Texte können damit nicht immer mithalten.

Die *Aargauer Zeitung* berichteten vergangene Woche, dass alt Bundesrat Moritz Leuenberger sich über sein Porträt empöre: «Es steht, der Bundesrat habe mir das Flugdossier entzogen. Das stimmt nicht», sagte Leuenberger. «Alle meine Schritte in diesem Dossier wurden vom Bundesrat unterstützt. Es wurde meines Wissens noch keinem Bundesrat ein Dossier entzogen. Ich werde damit aber in die Nähe von gescheiterten Regierungsräten wie Pierre Maudet oder Franziska Roth gerückt.» Ebenso ärgerte er sich über eine andere Passage: «Es heisst im Buch, es gebe wegen mir ein Gesetz, das eine Karenzfrist für die Übernahme von Mandaten vorschreibe. Das stimmt nicht, ein solches Gesetz gibt es nicht.»

## Im Zweifel verschwiegen

Leuenberger kritisierte zudem, dass seine Familiengeschichte im Lexikon «kreuzfalsch» dargestellt werde. Man liest dort: «1974 lernte er im städtischen Parlament» – gemeint ist Zürich – «die damalige SP-Gemeinderätin Gret Loewensberg kennen.» Leuenberger: «Sie war nie Gemeinderätin.» Weiter heisst es: «Später heiratete er Dolores Brückner.» Leuenberger: «Sie hiess Dolores Ackermann. Sie war meine erste Frau, und ich lernte sie vor meiner heutigen kennen, nicht umgekehrt.» All dies veranlasste ihn zu der Ansage, die bald weither-



Alt Bundesrat Leuenberger.

«Wenn Herr Müller vom Nordatlantik die Welt nun anders sieht, wäre er besser schon früher dorthin gegangen.»



Handwerkliche Unsauberkeiten: Publizist Müller.

um für Schlagzeilen sorgte: Er überlege sich, die Einstampfung des Buches zu fordern.

Der Autor des Leuenberger-Porträts ist Felix E. Müller, der langjährige Chefredaktor der *NZZ am Sonntag*. Als die Vorwürfe gegen seine Arbeit die Runde machten, befand er sich auf NZZ-Leserreise mit der «Queen Mary 2». Dem *Tages-Anzeiger* beschied er: «Vom Nordatlantik aus betrachtet, sieht die Welt anders aus.» Die frivole Replik provozierte Leuenberger erst recht: «Wenn Herr Müller vom Nordatlantik die Welt nun anders sieht, wäre er besser schon früher dorthin gegangen – er hätte auch bleiben dürfen. Dann wäre mir der ganze Mais erspart geblieben», sagte er in der *Aargauer Zeitung*. Alle grossen Medienhäuser berichteten teils genüsslich über die Affäre – mit einer Ausnahme: der NZZ.

Einst hiess es, die NZZ sei wie ein Orden und im Zweifel verschwiegen; dieser Tage bewies sie, dass sie es noch immer sein kann. Die Mar-

ke NZZ Libro ist zwar seit Mai 2018 an einen Partnerverlag lizenziert, aber die Banden zum Stammhaus sind eng geblieben. NZZ Libro verlegt Bücher von NZZ-Redaktoren, und Müller schrieb für das «Bundesratslexikon» nicht nur Porträts (Moritz Leuenberger, Fritz Honegger, Rudolf Friedrich), sondern wirkte auch als Berater an dessen Entstehung mit. Herausgeber Altermatt berichtet im Vorwort von Müllers «stetem Wohlwollen» und dessen «wertvollen Ratschlägen» – und durfte pünktlich zum Erscheinungstermin des Lexikons einen grossen Artikel in der NZZ platzieren.

Die NZZ-Journalisten liessen sich denn auch nur zu leisem Spott hinreissen, als die Vorwürfe gegen Müller publik wurden. Pascal Hollenstein, einst dessen Stellvertreter und heute Leiter Publizistik bei CH Media – einem Joint Venture von NZZ und AZ Medien –, schrieb auf Twitter: «Das riecht nach mächtigem Ärger.» Luzi Bernet, der Müller vor knapp zwei Jahren als Chefredaktor nachgefolgt war, versah die Nachricht mit einem Like. Dass Müller und Bernet nicht das innigste Verhältnis pflegen, gibt in der notorisch schwatzhaften Medienbranche schon länger zu reden. So soll es vorkommen, dass sich der pensionierte Müller, der in der NZZ

immer noch einen Arbeitsplatz hat, vernehmlich über die Arbeit seines Nachfolgers auslasse.

Bernet hätte gewarnt sein müssen. Als er zum Amtsantritt ein Doppelinterview mit seinem Vorgänger gab, sagte Müller über die *NZZ am Sonntag*: «Sicher ist, dass ich die Zeitung weiter aufmerksam lesen werde. Ich habe zu viel Zeit und Energie in sie investiert, als dass ich jetzt einfach sagen könnte: Tschau zämel!» Dass er bis heute als «Senior Advisor» im Haus präsent ist, hängt auch mit seiner publizistischen Autorität zusammen. Der Journalistenpreis, den Müller bei seinem Arbeitsplatz ausgestellt hat, zeugt davon. Ein Gesprächspartner sagt, Müller streiche seine Reputation als Qualitätsjournalist liebend gerne heraus. Tatsächlich galt er lange als Aushängeschild der NZZ-Gruppe, als das «stärkste Pferd im Stall», wie Albert P. Stäheli, der ehemalige CEO, es einst formulierte.

### Müller spricht von Rachefeldzug

Müller selbst ist immer noch auf Reisen und hat, wie er mitteilt, keinen Zugriff auf seine Unterlagen. Grundsätzlich könne er aber sagen, dass es «nur vordergründig um angebliche Fehler» gehe. «Moritz Leuenberger rächt sich jetzt an mir für die kritische Berichterstattung der *NZZ am Sonntag* über seine Flughafenpolitik.» Dass Leuenberger eingeschlappt auf Kritik reagieren kann, wird tatsächlich kaum jemand bestreiten wollen. Und es ist auch so, dass in der Schweiz, wo Politikerbiografien selten sind, das «Bundesratslexikon» prägend sein kann für den Platz eines Magistraten in der Geschichte. Das Buch hat einen offiziellen Charakter. Es mag sich für Leuenberger lohnen, diesen Kampf zu kämpfen.

Die handwerklichen Unsauberkeiten, die Müller sich leistete, sind damit noch nicht erklärt. Es geht nicht nur um die Passagen, die Leuenberger monierte. Die Bundesratsporträts enthalten am Schluss zum Beispiel immer zwei, drei «zeitgenössische Stimmen». So soll die vorangegangene Würdigung mit Quellenmaterial angereichert und gegebenenfalls untermauert werden. Meist werden dafür Zeitungsartikel herangezogen und oft auch ihre Autoren genannt. Müller zitierte im Leuenberger-Porträt einen Artikel der *NZZ am Sonntag*, erschienen am 11. Juli 2010, liess aber unerwähnt, dass er diesen Artikel selber verfasst hatte. Spätestens hier verschmilzt er als Autor mit der Institution: Wer spricht? Müller? Die *NZZ am Sonntag*? Oder läuft es am Ende auf dasselbe hinaus?

Im angeführten Zeitungsartikel von 2010 schrieb Müller über Leuenberger: «So viel Aufwand steckte er in seine Reden, so viel Energie in die Würdigung jublierender oder verblichener Künstler, so viel Zeit in seinen Blog, so viel Energie in seine Bücher! Nur: Die Bundesratshistoriker werden ihn kaum dafür auszeichnen.» Müller, der Qualitätsjournalist ausser Dienst, sollte recht behalten. Dafür war er als Bundesratshistoriker gleich selber besorgt. ○

## Bundeshaus

# Seldwyla im Aussendepartement

### Das EDA untersagt Pilatus die Wartung von Flugzeugen in Saudi-Arabien, deren Ausfuhr das Wirtschaftsdepartement klar bewilligt hatte. Was ist los in Bern?

Es war 2012, als das Stanser Flugzeugwerk Pilatus 55 PC-21-Trainingsflugzeuge nach Saudi-Arabien verkaufte. Fünf Jahre später schloss man mit den Saudis zusätzlich einen Supportvertrag für die Wartung der PC-21-Flotte ab. Ein grandioses Geschäft, hätte sich vergangene Woche nicht die Politik ins Spiel eingebracht. Aussenminister Ignazio Cassis (FDP) informierte den Bundesrat, dass die politische Direktion des Departementes für auswärtige Angelegenheiten (EDA) der Pilatus AG die Wartung der PC-21 verboten habe. Das EDA stützte sich hierbei auf das Söldnergesetz von 2015. Zudem hat es die Firma Pilatus auch bei der Bundesanwaltschaft angezeigt, wegen Verstosses gegen die Meldepflicht. Der Vorwurf lautete, Pilatus habe die für das Söldnergesetz zuständige Sektion Private Sicherheitsdienste des EDA über die Supportverträge nicht ordnungsgemäss informiert.

Das Verbot kommt in Nidwalden, wo die Pilatus-Flugzeugwerke eine Art kantonales Heiligtum darstellen, nicht gut an. «Wie ist es möglich, dass ein Sektionschef des EDA ein Embargo aussprechen kann, welches ein Unternehmen mit 2100 Mitarbeitern und 120 Lehrstellen in eine schwierige Situation bringt?», fragt der Innerschweizer FDP-Ständerat Hans Wicki. Etwas zaghafter fällt die Reaktion von Landammann Alfred Bossard aus. «Wir stehen zwar in Kontakt mit dem Unternehmen», sagt er. Zuerst aber sei das eine Sache zwischen dem Unternehmen und dem EDA. Andere vermuten, der Landammann geniere sich, dass ausgerechnet der eigene FDP-Bundesrat den grössten Nidwaldner Arbeitgeber dermassen in die Bredouille bringe, und wolle sich deshalb nicht konkreter äussern.

### Vertrackte Situation

Das Absurde aber an der Geschichte ist, dass sich die Bundesbehörden gegenseitig in die Geschäfte funken. Denn das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco), angesiedelt im Wirtschaftsdepartement, hat unter alt Bundesrat Johann Schneider-Ammann (FDP) Pilatus den Verkauf von 55 PC-21-Flugzeugen an

Saudi-Arabien bewilligt. Das Seco tat dies als zuständige Bewilligungsbehörde für Produkte, die unter das sogenannte Güterkontrollgesetz fallen – wie eben die PC-21-Trainingsflugzeuge. Der



Ständerat Wicki.

Pilatus mit dem Supportvertrag gegen das Söldnergesetz verstosse, heisst mit anderen Worten: Pilatus darf Flugzeuge liefern, diese aber nicht warten. «Das versteht niemand wirklich», sagt Ständerat Wicki. Gerade wegen dieser vertrackten Situation hätte er erwartet, dass der Bundesrat darüber befinde und politisch entscheide.

Ein Entscheid drängte sich ausserdem auf, weil niemand die Flugzeugwerke Pilatus auf dem Radar hatte, als das Söldnergesetz 2013 im Parlament beraten worden war. In der kleinen Kammer sprach der damalige Obwaldner Ständerat Hans Hess (FDP) von zwanzig Firmen, die von der neuen Regelung betroffen sein würden. Gemeint waren Unternehmen wie Tyco, Aegis, New Century, Salamanca, Shook, Hardy & Bacon, die in der Schweiz eine Niederlassung hatten und im Sicherheitsbereich tätig waren. Was man sich unter Sicherheitsdienstleistungen vorstellen müsse, beschrieb Bundesrätin Simonetta Sommaruga damals wie folgt: «Das ist ein Mann mit Hund und Taschenlampe, der in der Nacht seine Runden dreht und ein Fabrikgelände kontrolliert. Das ist aber auch ein schwerbewaffneter Fahrer in einem gepanzerten Transporter, der in Irak oder in Afghanistan amerikanische Soldaten an die Front bringt.»

So viel steht fest: Bundesrat und Parlament wollten mit dem Söldnergesetz verhindern, dass die Schweiz als Basis für dubiose Firmenaktivitäten dient. Von Pilatus sprach niemand, und auch eine verzwickte Konstellation, wie sie sich im jetzigen Fall der PC-21-Flugzeuge zeigt, war kein Thema. Das könnte sich jetzt ändern.

Hubert Mooser



Prinzip Aufrüstung: Haudegen Gaudin.

## Geopolitik bei Weisswein

Jean-Philippe Gaudin will den Nachrichtendienst des Bundes stark ausbauen. Der Bundesrat bremst, aber im Parlament kommt der flamboyante Spionagechef mit seiner unverblühten Art gut an. *Von Hubert Mooser*

Er soll im Auftrag des Bundesrates Augen und Ohren offen halten: Jean-Philippe Gaudin leitet seit einem Jahr den Nachrichtendienst des Bundes (NDB). Und er hat einiges vor: «Wir haben nicht genügend Personal für Operationen», beklagte er sich vor einiger Zeit gegenüber den Medien. Wie hoch der konkrete Bedarf sei, werde derzeit evaluiert. Recherchen der *Weltwoche* zeigen nun, dass Verteidigungsministerin Viola Amherd (CVP) in der Bundesratssitzung vom 29. Mai insgesamt sechzig zusätzliche Stellen für den Nachrichtendienst beantragte.

Das ist einfacher gesagt als beschlossen: Geht es um zusätzliche Stellen, kommt es im Bundesrat sofort zu Zoff. Und so gab es auch diesmal

kritische Mitberichte, etwa aus dem Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA), wo Gaudins Amtsvorgänger Markus Seiler jetzt den Stab leitet. Widerstand kam auch von Finanzminister Ueli Maurer (SVP), der sich gegen jede zusätzliche Stelle zur Wehr setzt, sofern es nicht gerade um die Aufstockung seines Grenzwachtkorps geht, wie bundesratsnahe Kreise monieren. Da es keine Einigung gab, wurde der Entscheid vertagt. Aber egal, wie das Seilziehen im Bundesrat ausgeht – es ist lange her, dass ein Nachrichtendienstchef derart offensiv mehr Personal einforderte.

Bisher wurde der Bestand des NDB stets in homöopathischen Dosen erhöht. Als vor knapp

zehn Jahren der NDB unter Direktor Markus Seiler startete, zählte das Amt 237 Vollzeitstellen. Es kamen hier ein halbes Dutzend neuer Stellen für die Bekämpfung der Dschihadisten hinzu und da zwanzig Stellen zur effizienteren Bekämpfung von Terroristen und fremden Spionen. Ende des letzten Jahres wies der NDB in seinem Tätigkeitsbericht insgesamt 316 Vollzeitstellen aus.

Mit den nun beantragten zusätzlichen Stellen käme der Dienst neu auf insgesamt 376 Vollzeitstellen. Diese personelle Aufstockung sei bitter nötig, findet die St. Galler SVP-Nationalrätin Barbara Keller-Inhelder: «Das Bundesamt für Statistik hat über siebenhundert Stellen zur

Verfügung und befasst sich mit den jeweils beliebtesten Vornamen und dergleichen.» Der Nachrichtendienst des Bundes habe dreihundert Stellen und befasse sich mit Gefährdern,

## Ein Drittel der russischen Diplomaten seien Spione, warnte der Romand.

potenziellen Terroristen, mit Schwerekriminalen, die gravierenden Schaden anrichteten. Der NDB, folgert Keller-Inhelder, brauche zusätzliches Personal.

Das hätte Jean-Philippe Gaudin nicht besser sagen können. Der Waadtländer will mit der grossen Kelle anrichten, das liess er jedenfalls bereits bei seiner Nomination durch den Bundesrat vor einem Jahr durchblicken. Er habe als Chef des militärischen Nachrichtendienstes oft überlegt, was man alles tun könnte, wenn man über so viele Mittel wie der NDB verfüge. «Nun bin ich bedient worden», freute sich Gaudin. Das hörte sich nicht an, als wolle der 56-Jährige an der Spitze des Nachrichtendienstes nur die Zeit bis zur Pension absitzen.

### Vertrauensverhältnis zu Parmelin

Gaudin ist anders als alle seine Vorgänger: Welcher Schweizer Spionagechef hat bei seiner Nomination vor versammelter Presse schon erklärt, er sei von Geburt an Waadtländer, also auch ein Bonvivant? Verglichen mit Gaudin, wirkt Markus Seiler wie ein harmloser Pfadfinder, der sich allerdings während seiner Amtszeit nicht nur mit Ruhm bekleckert hat. Der Berner wechselte nach einer Serie von Pannen und Pleiten 2017 fast fluchtartig ins EDA.

Als Nachfolger schlug Verteidigungsminister Guy Parmelin (SVP) unter 49 Kandidaten Jean-Philippe Gaudin vor. Die beiden kennen und duzen sich seit über zehn Jahren – und tauschen sich regelmässig bei einem Glas Waadtländer Weissen über die geopolitische Lage aus. Oder wie Gaudin es bei seiner Präsentation sagte: «Es gibt eine Art Vertrauensverhältnis zwischen uns beiden.» Wobei der neben ihm

sitzende Parmelin präzisierte, dass sie einander gut mögen und verstehen würden, jedoch nicht befreundet seien, und dass ihre Beziehung beim Auswahlverfahren keine Rolle gespielt habe. Gaudin verfüge über das notwendige Profil für diesen Job.

Der gelernte Kaufmann ist seit 1987 Berufssoldat. Im Jahre 2000 kommandierte er eine Versorgungseinheit in Sarajevo. Nach einem Studienaufenthalt am Defense College in Rom heuerte er beim militärischen Nachrichtendienst an, den er von 2008 bis 2015 auch leitete. Ab 2016 war er als Verteidigungsattaché im Rang eines Divisionärs in Paris. Zwar ist er in den letzten Jahren etwas aus dem Leim gegangen, gibt aber immer noch gerne den Haudegen. In seiner Art erinnert Gaudin an den früheren Nachrichtenkoordinator des Bundes, Jacques Pitteloud, ein Eisenfresser wie aus dem Bilderbuch, der seither als Diplomat Karriere gemacht hat.

Auch Gaudin geht frisch ans Werk – wenigstens verbal. Und die Bekämpfung der ausländischen Spionagetätigkeit steht ganz oben auf der Agenda des Waadtländers. Das sei eine Hauptmission des NDB, bestätigt Informationschefin Isabelle Graber, relativiert die Aussage aber gleich im folgenden Satz: Das sei seit den Anfängen des NDB so. Aber keiner seiner Vorgänger hat bisher derart Klartext geredet wie Gaudin. Ein Drittel der russischen Diplomaten seien Spione, warnte der Romand, als er mit der neuen Verteidigungsministerin, Viola Amherd, im Mai den Sicherheitsbericht 2019 präsentierte.

Das sei schon die zweite Russland-Schelte gewesen, kritisierte die *Aargauer Zeitung* später. Bereits bei seiner Hundert-Tage-im-Amt-Pressekonferenz habe Gaudin die Russen zur Bedrohung erklärt. Als Retourkutsche hätten die Russen daraufhin die Akkreditierung von Schweizer Diplomaten verzögert. Aussenminister Cassis gab dazu am Rande der Afghanistan-Konferenz im November 2018 in Genf zu Protokoll, dass Gaudin nach Moskau habe reisen müssen, um sich mit seinem russischen Amtskollegen auszutauschen. Dies sei dienlich gewesen, um die Verzögerung bei der

Akkreditierung der Diplomaten zu deblockieren, berichtete die NZZ damals. Nachrichtendienstchef Jean-Philippe Gaudin auf Bitt- und Bussgang in Russland unterwegs, und das nach weniger als einem Jahr im Amt – das war wohl nicht so geplant gewesen.

### Geheimdienstmann im Plaudermodus

Aber wenn man Gaudin ein Mikrofon hinhält, so scheint es jedenfalls, dann redet und redet er. In allen Einzelheiten erläuterte der NDB-Chef zum Beispiel gegenüber der NZZ, wie sein Dienst wesentlich dazu beigetragen habe, dass zwei russische Spione in den Niederlanden verhaftet werden konnten. Gaudins Fazit: «Es handelte sich um eine mustergültige Operation.» Nebenbei plauderte er auch aus, dass in den Botschaften, nicht nur den russischen, viele Leute in der Spionage tätig seien. «Mit dem neuen Nachrichtendienstgesetz haben wir jetzt aber mehr Möglichkeiten, das zu verifizieren.» Was wollte der NDB-Chef damit sagen? Dass er Botschaften verwanzeln, Telefone von Diplomaten abhören, deren Mails durchkämmen und deren Computer hacken will, wie es seit Inkrafttreten des neuen Nachrichtendienstgesetzes erlaubt ist? Vom NDB erhält man dazu nur ausweichende Antworten vorgesetzt.

Das Parlament hat trotzdem Freude am neuen NDB-Chef. Er sage ungeschminkt, was Sache sei, liessen Nationalrat Alois Gmür (CVP) und Nationalrätin Corina Eichenberger (FDP) von der Sicherheitspolitischen Kommission kürzlich verlauten. Und auch die Geschäftsprüfungsdelegation (GPDel), parlamentarisches Aufsichtsorgan über den Nachrichtendienst, stört sich nicht an Gaudins Aussagen in den Medien. Die von ihm geschilderten Aufklärungsarbeiten des NDB in Sachen Labor Spiez seien schon vom niederländischen Militärsnachrichtendienst publiziert worden, sagt GPDel-Präsident und Ständerat Claude Janika (SP).

Den Rückhalt im Parlament hat Gaudin also. Nun muss er nur noch den Bundesrat überzeugen, dass ein Ausbau des Nachrichtendienstes der Schweiz nicht noch mehr Ärger mit dem Ausland einträgt. ○



Der Nachfolge verpflichtet.

- ✓ Über 150 erfolgreiche Transaktionen
- ✓ 70 – 100 Kaufinteressenten je Firma
- ✓ Honorar nur im Erfolgsfall
- ✓ Erfolgsquote von 96%

## Unternehmen verkaufen – Nachfolge regeln

Business Transaction AG ist eine unabhängige M&A-Boutique für Schweizer KMU. Als Unternehmer werden Sie bei Business Transaction ganzheitlich betreut, von der Bewertung über die Käufersuche bis hin zum Vertragsabschluss.

Business Transaction AG | Mühlebachstrasse 86 | 8008 Zürich | Tel. 044 542 82 82 | info@businesstransaction.ch | www.businesstransaction.ch

# Abschied von den Praktikern

Die Fachhochschulen haben einen unbändigen Wachstumstrieb, alle wollen hohe Studentenzahlen. Dabei kommen ihre wirklichen Kunden, die Abnehmer von Fachkräften, zu kurz. Das ganze System ist zunehmend schwächer in der Arbeitswelt verankert. *Von Beat Gygi*

Fachhochschulen spielen an vorderster Front mit, wenn es um die Erforschung und Lösung modernster Probleme geht. Vergangene Woche ging an der HSR Hochschule für Technik Rapperswil eine Tagung des Branchenverbands Swisscleantech über die Bühne, und als Glanzpunkt galt der Auftritt von Bundesrätin Simonetta Sommaruga. Die Chefin des Departements für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation (Uvek) äusserte sich zu Chancen und Herausforderungen im Klimaschutz. «Solche Projekte brauchen wir in der Schweiz», wird Sommaruga im Zusammenhang mit der Besichtigung eines Projekts zur Gasproduktion aus Sonnenenergie («Power to Gas») zitiert, und weiter: «Wir brauchen Leute und Ideen, die ihrer Zeit voraus sind.»

Die sieben öffentlichen Fachhochschulen (FH) und die eine private Institution (Kalaidos) befinden sich in der Schweiz in einem Rennen ums Besetzen möglichst grosser und lukrativer Gebiete im Bildungssektor, da bringt der lobende Auftritt einer Bundesrätin wichtige Punkte im Positionskampf. Wie aufwendig dieser Kampf geführt wird, zeigt sich auch in der Medien- und Plakatwerbung der verschiedenen Fachhochschulen. Bahnhöfe sind begehrte Standorte von Schulmanagern, die fürs Studieren und für Weiterbildung werben. Warum, so fragt man sich beim Warten auf dem Perron, sind es die Fachhochschulen, die derart energisch und öffentlich um die Aufmerksamkeit des Publikums werben?

## Ausbildungsqualität sinkt

Lohnt es sich? Warum tun Universitäten das nicht? Die Fachhochschul-Branche ist stärker

am Wachsen als die zehn Universitäten in der Schweiz. Grafik 1 zeigt, wie die FH-Studentenzahlen in den vergangenen zwanzig Jahren stetig gestiegen sind. 1998 zählte man an den noch jungen Schulen, die vorher Technikum oder Höhere Wirtschaftsfachschule geheissen hatten, landesweit rund 10 000 Studenten, heute etwa 80 000. Der allergrösste Teil befindet sich im Studium auf Bachelorstufe, die darauf ausgerichtet ist, dass die Abgänger mit einer soliden Ausbildung in die Praxis übertreten können. Ein kleinerer Teil, etwa 10 000 Studenten, ist ins Hauptstudium aufgestiegen, die Masterstufe, die sie theoretisch in die Nähe der universitären Ausbildung bringen soll. Diese Ausbildungsstufe zählt seit 2008 zur Angebotspalette der FH, seither haben sich die Masterabschlüsse fast verdoppelt. Von ähnlicher Grösse ist der lukrative Zusatzzweig, die Weiterbildung vorwiegend für private Kunden.

«Kunden» ist das Schlüsselwort. Wer sind die Kunden einer Fachhochschule? Bei der privaten Weiterbildung ist es klar: Die Abnehmer sind die Absolventen, die ein paar zehntausend Franken bezahlen für den Titel eines Diploma oder Master of Advanced Studies. Aber wie ist es mit den regulären Studenten? Sind das Kunden? «Die Fachhochschulen machen einen grundlegenden Denkfehler», ist in Unternehmen immer wieder zu hören, «die Schulmanager sehen die Studierenden als Kunden, nicht die Industrie, die ja Abnehmer der Studienabgänger ist.» Offiziell wird dies von Verantwortlichen von Fachhochschulen immer wieder bestritten, aber wenn man sich die Anreize des Ausbildungssystems vor Augen führt, muss man sagen: Aus der Sicht von Fachhochschul-

managern ist es beim Abwägen von wirtschaftlichen Vor- und Nachteilen folgerichtig, die Studenten und Weiterbildungsabsolventen als Kunden zu betrachten.

Die Werbung um Studierende passt denn auch exakt in dieses Bild. Wenn jeder neue Absolvent einen bestimmten Beitrag vom Staat in die Kasse spült, das sogenannte Kopfgeld, dann ist gut erklärbar, dass viel in Werbung investiert wird, um mögliche Bewerber auf sich aufmerksam zu machen und anzuziehen. Auf den ersten Blick erscheint dies auch ein sinnvoller Mechanismus für das ganze Bildungssystem zu sein nach dem Motto: «Im Wettbewerb gegen die Konkurrenten gibt sich jede Schule grosse Mühe, ein attraktives Angebot zusammenzustellen, um möglichst viele Studenten zu gewinnen.» Dies sollte doch zu einem anhaltenden Wettstreit in der Branche

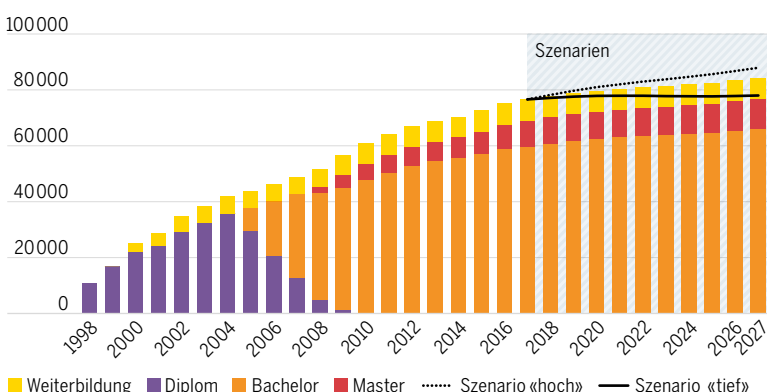
Wegen des Beitrags vom Staat, des sogenannten Kopfgelds, wird viel in Werbung investiert.

führen, um eine hohe und immer höhere Ausbildungsqualität zu erreichen.

In der Realität jedoch sieht es anders aus. Es gibt starke Anreize, die Schule für die Schüler angenehm zu machen. Wenn man zum Beispiel die Schwelle bei den Eintritts- wie auch bei den Abschlussprüfungen etwas senkt, bringt das höhere Studenten- und Abschlusszahlen und damit mehr Staatsbeiträge – dies allerdings bei einer Beeinträchtigung der Ausbildungsqualität, die dann die Industrie zu spüren bekommt. Quantität vor Qualität,

## Bildungsboom

Studierende der Fachhochschulen, nach Studienstufe

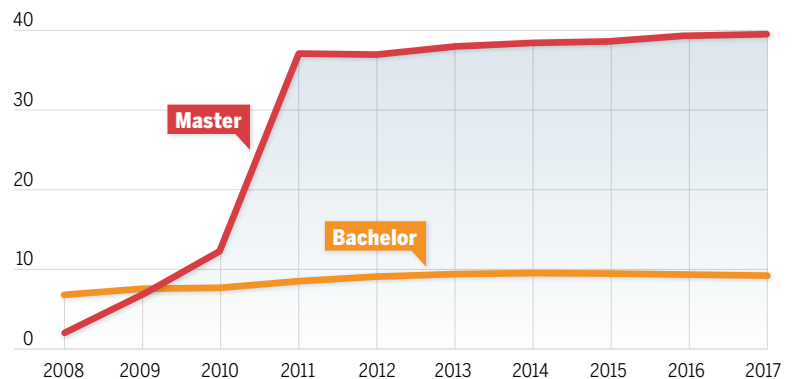


QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK 2019 – BILDUNGSPERSPEKTIVEN

Die Fachhochschul-Branche ist in starkem Wachstum begriffen.

## Leistungen fürs Ausland

Anteil der Bildungsausländer an Fachhochschulen, nach Studienstufe, in Prozent



QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK – SHIS-STUDEX, 2018

Expansionschancen ergaben sich durch ausländische Studenten.



*Die Schule soll angenehmer werden.*

das ist die Tendenz, die beim Optimieren der Einnahmen oder der Wirtschaftlichkeit der Schule unweigerlich durchschimmert.

### **Vielfältigere fachliche Ausrichtungen**

Beim Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation (SBFI), seit Anfang Jahr unter der Führung von Martina Hirayama, sieht man es anders. Silvia Studinger, SBFI-Vize-Direktorin und Leiterin Abteilung Hochschulen, betont, dass die Qualitätssicherung gewährleistet sei. Bei der institutionellen Akkreditierung nach Hochschulförderungs- und -koordinationsgesetz (HFKG) werde unter anderem geprüft, «ob die Hochschulen ein eigenes Qualitätssicherungssystem haben und die Qualitätssicherung ihrer Leistungen in Lehre und Forschung nach nationalen und internationalen Standards wirksam stattfindet».

Das SBFI ist im Grunde zuständig für die von Bund und Kantonen gemeinsam wahrgenommene Koordination und Gesamtsteuerung des Hochschulbereichs. Studinger weist jedoch darauf hin, dass Fachhochschulen von kantonalen Trägerschaften einzeln beziehungsweise von Konkordaten getragen werden. Diese würden im Rahmen der SBFI-Politik entscheiden, wie sie ihre Ausbildungs- und Forschungsstätten positionieren möchten – auch mit Blick auf die Bedürfnisse der regionalen Wirtschaft und der öffentlichen Hand. Wie sich eine Fachhochschule positioniert, liegt also weitgehend im Ermessen der Anbieterseite, die aus wirtschaftlichen Gründen Interesse an hohen Studentenzahlen hat, und naturgemäss auch an ihre eigenen Vorlieben denkt.

Mit Blick auf diese Ziele haben praktisch alle Schweizer Fachhochschulen versucht, möglichst Fächer anzubieten, die bei anderen nicht zu finden sind. Diese Diversifizierung wird von den Abnehmern in der Industrie oft als unübersichtlich kritisiert. Wenn das Marketing zum Gewinnen von Studierenden im Vordergrund

stehe und deshalb vernachlässigt werde, dass viele Industriebetriebe primär eine solide Standardausbildung möchten, dann gehe das voll an den Anliegen der Nachfrageseite vorbei.

Ursprünglich waren die Fachhochschulen vor allem für die Bereiche Wirtschaft und Technik gedacht, weil diese Berufsgruppen international tätig waren und im Ausland mit vergleichbaren Titeln auftreten wollten. Rasch sind dann aber die anderen Disziplinen auf den Zug der sogenannten Tertiärisierung aufgesprungen. Dass die Gesundheits- und Sozialberufe sowie der Bereich der Künste in den Kundenkreis eingeschlossen wurden, hat den Schulen einen enormen Wachstumsschub gebracht. Weitere Expansionschancen ergaben sich vor Jahren, als die ausländischen Studenten als Kunden hinzukamen. Wie die zweite Grafik zeigt, stammen heute gut 40 Prozent der Studierenden auf Master-Stufe aus dem Ausland.

### **Auf Angleichung hinarbeiten**

Welches sind die Orientierungspunkte für die Entwicklung des Fachhochschulsystems? Welchen Kräften ist es ausgesetzt, wie weiss man, welches die richtige Richtung ist? Welches ist der Anker des ganzen Systems? Die Antworten, die von aussenstehenden Beobachtern kommen, sind ernüchternd: «Es gibt keinen Anker, das ganze System der Fachhochschulen ist frei fliegend», sagen Industriemanager, eine verlässliche Orientierung an Nachfragern oder eine disziplinierende Kontrolle von aussen gebe es nicht. Mit andern Worten: Politiker, Schulleitungen und Behörden können relativ frei die Ziele verfolgen, die ihnen am ehesten zusagen.

Andere sagen es so: Das ganze Bildungssystem in der Schweiz sei derart stark durch Konkordanz geprägt, dass die Interessengruppen der Fachhochschulen letztlich wohl ohne grossen Widerstand ihren Weg durchsetzen könn-

ten. Dieser Weg soll, so die Vorstellungen, die Fachhochschulen quasi nach oben führen, in die Nähe der Universitäten oder gar auf die gleiche Ebene. Damit würden die wirklichen Kunden, die Abnehmer der Absolventen und der praxisnahen Forschung, noch stärker in den Hintergrund gedrängt. Die heutige Arbeitsteilung sieht vor, dass Fachhochschulen neben der Lehre sich auf angewandte Forschung und Entwicklung konzentrieren und für den Transfer der Resultate in die Praxis, in die Betriebe besorgt sind. Die universitären Hochschulen sollen dagegen die Grundlagenforschung betreiben.

Nun drängen die Fachhochschulen auf das Terrain der Universitäten, die Forschungsarbeiten erhalten zunehmend den Anstrich von Grundlagenforschung oder entfernen sich jedenfalls von Praxisfragen. Stark sind zudem die Bestrebungen, dass Fachhochschulen auch Dissertationen durchführen und Dokortitel verleihen dürfen. Zu dieser Auseinandersetzung hält das SBFI zwar fest, das Wesensmerkmal und die «Raison d'être» der Fachhochschulen lägen in ihrer Praxisorientierung, diese dürfe nicht aufgegeben werden, etwa indem die Schulen das Regelstudium flächendeckend von der Bachelor- auf die Masterstufe verlängerten oder in die Grundlagenforschung einstiegen. Aber es gibt eine Art grosse Koalition, die mit Ausdauer auf eine Angleichung von Fachhochschulen und Universitäten hinarbeitet: Professoren und Mitarbeiter könnten sich dann in aller Form auf gleicher wissenschaftlicher und akademischer Stufe sehen wie die Universitätskollegen, lokale Politiker wären Teil der obersten Hochschulzone, und den FH-Studenten wäre es auch recht, wenn keine Unterscheidung in den Titelbezeichnungen mehr gemacht würden. Mit dem Bau eines Campus haben etliche Schulen den Übertritt auf universitäres Terrain auch optisch bereits vorbereitet. ○

# Steuervogts Rückkehr

Die OECD in Paris ist dabei, der Schweiz bei den Unternehmenssteuern einen neuen Tiefschlag zu versetzen. Wer ist diese Organisation überhaupt? Und woher bezieht sie ihre Macht?

Von Florian Schwab

José Angel Gurría, Generalsekretär der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD), hat eine gute Woche hinter sich. Die Regierungschefs der G-20 nahmen an ihrem Gipfel in Japan wohlwollend seinen Bericht über neue Pläne zur Unternehmensbesteuerung entgegen. Im Schlusscommuniqué schreiben die zwanzig Staatenlenker, sie begrüßten die neuesten Fortschritte bei der «Adressierung von steuerlichen Herausforderungen der Digitalisierung». Man werde die «Anstrengungen verdoppeln», um spätestens Ende 2020 einen Konsens zu erreichen.

Für die Schweiz ist es eine schlechte Nachricht. Die OECD arbeitet im Auftrag der G-20 an einem weltweiten minimalen Steuersatz für Unternehmensgewinne und an einer neuen Besteuerung von Gewinnen am Ort des Umsatzes statt wie bisher am Ort der Wertschöpfung – ein giftiger Cocktail für ein Land mit kleinem Heimmarkt und gleichzeitig hoher unternehmerischer Wertschöpfung wie die Schweiz. Im Nationalrat warnte Finanzminister Ueli Maurer (SVP) kürzlich: «Das könnte dann unser Steuersystem auf den Kopf stellen» und in der Schweiz zu «Milliarden von Franken weniger Steuereinnahmen» führen.

Es wäre in gut einem Jahrzehnt die dritte Breitseite, die die OECD in Richtung Schweiz abfeuert. Die erste schlug 2009 ein, als der Bundesrat unter dem Druck der OECD entschied, Amtshilfe bei Steuerhinterziehung zu gewähren. Besiegelt wurde der Entscheid durch den Rückzug des formellen Vorbehalts, den die Schweiz zum Artikel 26 des OECD-Musterabkommens zur Vermeidung von Doppelbesteuerung angebracht hatte.

An einer Sitzung des OECD-Fiskalkomitees in Paris gab der damalige Direktor der Steuerverwaltung, Urs Ursprung, den Verzicht auf den Vorbehalt bekannt, der es der Schweiz erlaubt hatte, in ihren Abkommen mit anderen Ländern auf jeglichen Informationsaustausch zu verzichten, und den die Schweiz seit vielen Jahrzehnten mit Zähnen und Klauen verteidigt hatte. Fünf Jahre später folgte die zweite Breitseite, ein Standard für den automatischen internationalen Informationsaustausch von Bankkundendaten.

Nach der Beobachtung von Christoph Schaltegger, Professor für politische Ökonomie an der Uni Luzern, hat sich die OECD zu einem «Kartell entwickelt, das versucht, legiti-



Blind für Schweizer Verhältnisse? OECD-Generalsekretär Gurría.

me Gründe für die Steuersicherung von Hochsteuerstaaten zu finden».

Den Startschuss dieser Entwicklung verortet Robert Waldburger, früherer Delegierter der Schweiz für internationale Steuerverträge, im Jahr 1998. Damals gab die Organisation ihren ersten Bericht über «das wachsende globale Problem» des «schädlichen Steuerwettbewerbs» heraus. Die Schweiz, so Waldburger, habe damals nicht sofort realisiert, welche Bedrohung davon ausging.

## Steuerbefreite Steuereintreiber

Zwar bearbeitet die OECD Dutzende von Themen, von Bildungsfragen über Energiepolitik bis hin zum Schiffbau. Die Steuerpolitik ist jedoch eines ihrer Kernanliegen. Von den 730 Millionen Euro, die die Organisation im Jahr 2017 ausgab, entfielen zirka 35 Millionen auf den Bereich Steuern. Die OECD beschäftigt

nach eigenen Angaben 3300 Mitarbeiter weltweit. Der Personalaufwand inklusive Altxersvorsorge beträgt im Durchschnitt 175 000 Euro pro Mitarbeiter. Ihre Löhne beziehen die Steuereintreiber von Paris ironischerweise weitgehend steuerfrei – dank Spezialstatus als Mitarbeiter einer internationalen Organisation. Der Hauptsitz ist das schmucke Château de la Muette in Paris. Die 35 Mitgliedsstaaten lassen sich jeweils durch einen ständigen Mitarbeiter vertreten. Von der Schweiz ist dies seit 2017 Botschafter Giancarlo Kessler.

Gegründet wurde die internationale Organisation nach dem Zweiten Weltkrieg unter dem Namen «Organisation für europäische wirtschaftliche Zusammenarbeit». Ihr ursprüngliches Ziel bestand darin, den Marshallplan umzusetzen und damit «die Marktwirtschaft in Westeuropa zu etablieren», wie es der Wirtschaftshistoriker Tobias Strau-



mann von der Universität Zürich ausdrückt. Dabei sei die Organisation «sehr erfolgreich» gewesen.

Nachdem der Marshallplan ausgelaufen und der Zweck damit eigentlich erfüllt war, kam es 1961 zu einer Neugründung unter dem heutigen Namen. Damals trat auch die Schweiz bei. Hauptziel war jetzt «das höchstmögliche dauerhafte Wirtschaftswachstum, Beschäftigung und steigende Lebensstandards». Ihre Beschlüsse fällt die OECD gemäss der bis heute gültigen Gründungskonvention im Konsens, mit der «gegenseitigen Übereinstimmung aller Mitglieder», das heisst einstimmig.

Während der folgenden Jahrzehnte beschränkte sich die OECD auf unverbindliche Empfehlungen in Wirtschafts-, Finanz- und Steuerpolitik. Nach Einschätzung von Straumann folgten diese den jeweils gerade tonangebenden ökonomischen Hauptströmungen. Als in den 60er und 70er Jahren der Keynesianismus en vogue war, betätigte sich die OECD als dessen Lautsprecher. In den 80er und 90er Jahren wurde die OECD zum Cheerleader der Globalisierung. «Sie orientierte sich eher neoliberal und im Sinn der global tätigen Unternehmen», so Straumann. Um die Jahrtausendwende hätten die tonangebenden Staaten dann gemerkt, dass durch die weltweite Verflechtung auch ein ihrerseits unerwünschter internationaler Steuerwettbewerb in Gang gekommen sei, den es wieder einzudämmen galt.

### Gegen die Schuldenbremse

Dass die OECD meistens im Kielwasser der gerade dominierenden Wirtschaftspolitik der grossen Länder mitschwimmt, zeigt sich am Beispiel der Schuldenbremse. In ihrem letzten Länderbericht über die Schweiz kritisierte die OECD Bern für seine zu tiefen Staatsausgaben und damit auch für die Schuldenbremse. Laut Straumann hat diese Kritik für «fast universelles Kopfschütteln» unter Ökonomen hierzulande gesorgt. Wirtschaftsprofessor Schaltegger sagt: «Die OECD ist offenbar blind für die Schweizer Verhältnisse». Die Gründe, die in anderen Ländern allenfalls für eine Erhöhung der Staatsausgaben sprächen, seien in der Schweiz «nicht gegeben». Die ursprüngliche Idee, eine Organisation zu schaffen als «Träger von Know-how für gute Wirtschaftspolitik und Vergleichbarkeit von Daten und Statistiken», sei begrüssenswert. Problematisch werde es erst, wenn diese Organisation sich kartellartig zu verhalten beginne und politischen Druck aufbaue.

Grundsätzlicher fällt die Kritik von Henrique Schneider an der OECD aus. Der Ökonom und stellvertretende Direktor des Schweizerischen Gewerbeverbands sieht die Organisation als «Beispiel für angewandte schlechte Ökonomie». Sie interessiere sich

nicht für den historischen und institutionellen Kontext der Wirtschaftspolitik, was sie zu oberflächlichen und technokratischen Empfehlungen veranlasse. «In der Welt der OECD ist alles planbar, sogar die freie Marktwirtschaft», so Schneider. Er erinnert daran, dass die OECD als eine der Ersten eine Besteuerung von Kohlendioxid propagierte.

Dennoch: Wenn die OECD der Schweiz empfiehlt, Kantonalbanken zu privatisieren, die Mehrwertsteuer anzuheben und die Bildungsausgaben zu erhöhen, sorgt das kaum für rote Köpfe – die meisten dieser Ideen in den Länderberichten werden von der Bundesverwaltung überhaupt erst in die OECD hineingetragen. Warum hat die OECD bei den Steuern eine ungleich grössere Macht?

Der Grund für den grossen Einfluss ist gemäss dem früheren Steuerdiplomaten Waldburger, dass hier ein spezielles Organ der OECD, das sogenannte Fiskalkomitee, im Auftrag der grossen Länder tätig ist. Bereits der Bericht von 1998 über den schädlichen Steuerwettbewerb entstand in enger Abstimmung mit der G-7. Ihre jetzigen Pläne bei den Unternehmenssteuern entwickelt die OECD sogar explizit auf Geheiss der G-20. Die OECD wirkt hier also weniger als selbständige Organisation denn als eine Art Generalsekretariat und willige Vollstreckerin der G-7 respektive später der G-20. Auch wenn die OECD selbst keine Sanktionsmöglichkeiten hat, können die Auftraggeber jene Länder bilateral bestrafen, die sich nicht an die Vorgaben des Fiskalkomitees halten. Dass sie bereit sind, dies beim Thema Steuern tatsächlich zu tun, haben sie wiederholt unter Beweis gestellt.

### «Vetomacht aufbauen»

Konservative Vordenker in den USA beobachten die OECD mit Unbehagen. Organisationen wie die Heritage Foundation, der ein grosser Einfluss auf die Trump-Administration nachgesagt wird, haben den Rückzug der USA aus dem Programm zur Unternehmensbesteuerung oder sogar das finanzielle Austrocknen der OECD-Zentrale verlangt – die USA zahlen etwa einen Fünftel des Gesamtbudgets. Doch Finanzminister Steven Mnuchin denkt nicht daran. Er hat wiederholt die neuesten Ideen aus dem Labor der Pariser Organisation gelobt. Will die Schweiz hier etwas erreichen, muss sie sich gemäss Tobias Straumann mit anderen kleinen und mittelgrossen Ländern absprechen. «Es sollte möglich sein, eine Vetomacht aus zehn Staaten aufzubauen, die dabei nicht mitmachen.» Wie man aus Bern hört, hat sich die Schweiz aber auf eine andere Strategie festgelegt: Weil sie das neue Regime ohnehin nicht verhindern kann, will sie im Kleingedruckten dafür sorgen, dass es nicht allzu schlimm kommt. ○

## Nachruf



*Kunsthändler Koller.*

**Pierre Koller (1924 – 2019)** – Während den Auktionen hatte er meistens ein Glas Wein neben sich stehen. Und eine Vase mit Rosen. Wenn eine Dame den Zuschlag erhielt, überreichte er ihr eine.

Pierre Koller war ein Grandseigneur, ein Gentleman alter Schule. Ein Mann, der das Leben, seine Arbeit und die Menschen liebte. Selbst mit neunzig Jahren sass er ab und zu noch am Auktionspult und versteigerte voller Witz und Elan Möbel und Antiquitäten, zur Freude des Publikums.

1958 gründete Koller als 34-Jähriger ein kleines Antiquitätengeschäft in Zürich. Über die Jahre wuchs es zu einem der führenden Auktionshäuser an, in Europa ist Koller nach Sotheby's und Christie's die Nummer drei. Zu den teuersten versteigerten Objekten der Firmengeschichte gehören eine Landschaft von Vincent van Gogh, die 2013 für 6,6 Millionen Franken den Besitzer wechselte, und Albert Ankers «Turnstunde in Ins», die im selben Jahr 7,5 Millionen Franken erzielte.

Nicht immer lief es so gut. In den 1990er Jahren sass das Auktionshaus einem Betrüger auf, zugleich brachen die Preise für Diamanten ein. Der Betrieb stand vor dem Bankrott. Der Geschäftssitz wurde von der teuren Rämistrasse ins Zürcher Industriequartier verlegt, das Schloss Lucens im Waadtland musste verkauft werden, Sohn Cyrill übernahm die Geschäftsführung. Danach ging es wieder steil aufwärts.

Auch als er die operative Leitung längst abgegeben hatte, war Pierre Koller die Seele des Betriebs. Egal zu welcher Tageszeit man ihn traf, immer bot er einem ein Glas Wein an. Sein Repertoire an Anekdoten war unerschöpflich. 1980 stellte er dem Bund für einen Galaempfang von Königin Elisabeth II. eine silberne Tischdekoration zur Verfügung, 1984 stattete er das Flugzeug von Papst Johannes Paul II. mit einem Gemälde aus. Sein Auto, ein alter Mercedes, gehörte einst dem König von Marokko.

Am 23. Juni ist der charismatische und lebenslustige Unternehmer im Alter von 94 Jahren gestorben. *Rico Bandle*

# «Trump ist zu ehrlich»

Matt Schlapp ist der Kopf der ältesten konservativen Lobbygruppe der USA. Als einer der Ersten entdeckte er Donald Trumps Potenzial für die Republikaner. Hat Trump die Partei komplett usurpiert? Ist er wirklich ein Konservativer? Und wie stehen seine Chancen im Kampf gegen die Demokraten? *Von Urs Gehriger*

«Sehr schmerzvoll» sei es für das republikanische Establishment gewesen damals, als Trump im Wahlkampf 2016 einen Konkurrenten um den anderen mit derben Zoten aus dem Rennen kegelte. Matt Schlapp, 51, dichtes weisses Haar und blendendes Lächeln, sitzt in seinem Büro am Ufer des Potomac, fünfzehn Autominuten südlich vom Weissen Haus, und lässt die jüngsten Kapitel der amerikanischen Geschichte Revue passieren.

Schlapp ist Vorsitzender der American Conservative Union (ACU), der ältesten Lobbygruppe der Konservativen. Als Trump am republikanischen Horizont auftauchte, wandte sich das Establishment angeekelt ab. Doch Schlapp sah einen Mann mit Potenzial, der nicht nur wusste, was sein Publikum begehrte, sondern auch, was dem Konservatismus fehlte.

Es gab Momente des Zweifels. Zum Beispiel, als das «Access Hollywood»-Tonband auftauchte, auf dem Trump damit prahlte, er würde Frauen an die Genitalien fassen. Der Vater von fünf Töchtern zog sich mit seiner Frau Mercedes in ihr Landhaus in Virginia zur Krisensitzung zurück. Nach einer Flasche Wein waren die Würfel gefallen. Trumps Sprache war despektierlich, doch eine Präsidentin Hillary Clinton, so waren sich beide einig, wäre eine Katastrophe für das Land. Die Schlapps setzten alles auf die Karte Trump.

Die Partie hat sich ausgezahlt. Heute sind Matt und «Mercy» das republikanische Powerduo. «Das *It couple* der Trump-Ära», nennt sie die Presse. Mercedes, Tochter eines kubanischen Dissidenten, ist Trumps Direktorin für strategische Kommunikation\*. Und Matt mobilisiert das republikanische Establishment für Trump. Anfänglich keine leichte Aufgabe. Trumps raubeiniger Wahlkampf hat die Republikanische Partei gespalten. Doch um die Kritiker des Präsidenten ist es ruhig geworden. «Trump's Übernahme der Republikanischen Partei ist fast komplett», titelte die *New York Times* kürzlich.

**Matt Schlapp, hat Donald Trump die Republikanische Partei usurpiert und zur eigenen Partei gemacht?**

Donald Trump ist als Aussenseiter angetreten. Das Establishment blickte anfänglich auf ihn herab. Seit zweieinhalb Jahren sehen wir ihn nun regieren, und er ist bei vielen Themen mehr im republikanischen



Die Partie hat sich ausgezahlt: Präsident Trump mit Lobbyist Schlapp.

Mainstream, als es sich seine konservativen Kritiker je hätten vorstellen können. Seine Positionen, etwa bei der Abtreibungsfrage, bei der er sich für das Leben («pro life») ausspricht, oder seine Wahl der Richter entsprechen zweifellos den republikanischen Mehrheitspositionen. Und beim Thema, das die Menschen am stärksten beunruhigt, der Immigration, gibt es seitens der Republikaner kaum Widerspruch. Man ist sich einig mit Trump, dass wir ein leistungsorientiertes Einwanderungssystem haben sollten. Die Kontroverse um die Immigration spielt sich nicht innerhalb der Republikanischen Partei, sondern zwischen den Republikanern und den Demokraten ab.

**Im Wahlkampf 2016 teilte Trump mit heftiger Rhetorik gegen seine Konkurrenten aus. Unter den Republikanern floss viel böses Blut. Besonders die Familie der ehemaligen Präsidenten Bush fühlte sich sehr brüskiert.**

Das war sehr schmerzhaft. Trump beschrieb Jeb Bush als «low energy» [Schwachstrom]. Was ist mit all den etablierten Trump-Gegnern unter den Republikanern, den «Never Trumpers», geschehen? Schmollen sie immer noch irgendwo?

Nein. John McCain ist tot. Mitt Romney versucht, im Kongress den Anti-Trump zu spielen. Ich sehe nicht, dass jemand Romney wirklich folgt. Über 90 Prozent der Republikaner sind mit dem, was Trump als Präsident

tut, sehr glücklich. Was die Bush-Familie betrifft, so hat sie den Schmerz noch nicht verwunden. Meine Frau und ich haben beide für George W. Bush gearbeitet. Wir haben grossen Respekt vor ihm.

**Sie waren politischer Direktor George W. Bushs während dessen erster Amtszeit. Stehen Sie noch in Kontakt mit der Bush-Familie?**

Ja, natürlich.

**Was sagen die Bushs über Trump?**

Ich habe nicht mit ihnen darüber gesprochen. Ich weiss, dass George W. sehr zufrieden war mit der Wahl von Brett Kavanaugh an den Obersten Gerichtshof. Seien wir ehrlich, auf beiden Seiten gab es einige harte Worte. Meine eine Bitte an die Bush-Familie wäre, sich daran zu erinnern, dass die Republikanische Partei und die Konservativen sich in vier Präsidentschaftskampagnen hinter sie stellten. Sie müssen einsehen,

---

**«90 Prozent der Republikaner sind mit dem, was Trump als Präsident tut, sehr glücklich.»**

---

wieschmerzhaft es für die Konservativen an der Basis war, als sie erfuhren, dass die Bushs ihre Stimme 2016 leer eingeworfen oder sogar für Hillary Clinton gestimmt haben. Man kann begreifen, warum Donald Trump das sehr persönlich nahm. Präsident Trump hat 80 Prozent der Politik umgesetzt, für die die Bushs standen. Meinungsverschiedenheiten sind natürlich. Man braucht nicht Freundschaft zu schliessen. Aber man muss sich über seine persönlichen Gefühle hinwegsetzen, um das zu tun, was richtig ist für das Land.

**Während seiner Karriere als Geschäftsmann gab es Zeiten, in denen sich Donald Trump weit ins demokratische Lager lehnte. Ist Präsident Trump jetzt ein echter Konservativer?**

Einige Leute, die hier [bei der American Conservative Union] arbeiten, würden sagen, dass er kein echter Konservativer ist. Ich habe immer gesagt: «Mal sehen, was er macht.» Schauen wir nun die Entscheidung an, die Donald Trump als Präsident getroffen hat, ist es schwer, ihn nicht als Konservativen zu sehen. Man kann sich fragen: Glaubte er im Herzen wirklich an die Dinge, die er tut? Oder tut er sie, weil sie ihm opportunistisch erscheinen? Nun, das muss Gott entscheiden. Als er kandidierte, erklärte er mir, welche Entscheidungen er als Präsident treffen müsse. Was er nun leistet, geht über diese Vorsätze hinaus. Er verfolgt die konservativen Ziele vorbildlicher und aggressiver, als er mir angekündigt hatte.

**Sie stehen regelmässig in Kontakt mit dem Präsidenten?**

Ich möchte mich nicht darüber äussern. Ich spreche mit ihm entweder am Telefon oder persönlich. Ich finde diese Erfahrungen unglaublich, weil es kleine Vignetten der Geschichte sind. Du bekommst einen Einblick, was passiert. Er ist sehr offen. Diese ganze Idee, dass er unehrlich sei, ist verrückt. Er ist zu ehrlich. Manchmal wünsche ich mir, er hätte einen Aufpasser an seiner Seite, der darauf schaut, was er alles an die Öffentlichkeit trägt.

**Wann haben Sie das letzte Mal gedacht: «Um Himmels willen, das hätte er nicht sagen oder twittern sollen»?**

Ich hätte ihm schon oft gesagt, er solle nicht so viel twittern, und ich hätte mich jedes Mal geirrt. Die Tatsache, dass er nicht gewillt ist, nach den konventionellen Regeln zu regieren, macht ihn für die Menschen authentisch. Jetzt haben wir eine ganze Gruppe von demokratischen Präsidentschaftskandidaten, die Trump nachahmen. Sie twittern wie Trump. Sie reden wie Trump. Und sie gehen aufeinander los.

**Wie haben sich die Demokraten unter dem Einfluss Trumps verändert?**

Ich bin 51 Jahre alt. Vor 51 Jahren wäre «Sozialismus» ein Schimpfwort gewesen. Heute ist es ein Wort, mit dem sich 50 Prozent von ihnen [den Demokraten] identifizieren. Ich würde nicht sagen, dass der Sozialismus von Amerika Besitz ergriffen hat. Aber es ist ungeheuerlich, sich vorzustellen, dass eine unserer Parteien eine sozialistische Partei sein könnte. Erinnern wir uns: Junge Männer und Frauen zogen in den Krieg, um Sozialismus und Faschismus und die Ismen zu stoppen. Wir haben uns immer als Gegenpol dieser radikalen Ideo-

logien verstanden. Das amerikanische Experiment ist kein Ismus.

**Betrachten wir das Feld von gut 24 demokratischen Kandidaten, sehen wir eine Mehrheit auf der linken, ja ganz linken Seite.**

Nein, nein. Alle sind links. Sie haben alle die gleichen Positionen. Joe Biden musste kürzlich unter Druck seine Haltung ändern, Abtreibungen nicht zu finanzieren. Das zeigt, dass die Personen, die für diesen Nominierungsprozess verantwortlich sind, sehr radikalisiert sind. Sie sind Sozialisten.

**Vor einem Jahr beschloss die Demokratische Partei, die meisten ihrer Superdelegierten abzuschaffen. Dieser Schritt wurde von der linken Basis der Partei initiiert. Was bedeutet das für die Wahl ihres nächsten Präsidentschaftskandidaten?**

Ein Mitglied des demokratischen Establishments, Donna Brazile, kommentierte mir gegenüber diesen Schritt so: «Die Verrückten sind zum ersten Mal für den Nominierungsprozess in der Demokratischen Partei verantwortlich.» Das bedeutet, dass die Demokraten einen sozialistischen Kandidaten haben werden. Das steht ausser Frage. Entweder Joe Biden revidiert seine gesamten Positionen in Richtung der Sozialisten, so dass es keinen Unterschied mehr gibt zwischen ihm und den Positionen von Bernie Sanders. Oder sie ernennen einen Bernie Sanders, einen Sozialisten. Das sind die beiden Möglichkeiten, die sie haben.

**Mit anderen Worten, die Demokraten überlassen das Zentrum den Republikanern?**

Das ist richtig. Die Wähler im Zentrum sind nicht ideologisch. Für sie ist das Wichtigste, dass sie das Gefühl haben, mehr Geld in der Tasche zu haben und dass ihre Rente



**«Alle sind links»:** demokratische Präsidentschaftskandidaten Buttigieg, Biden, Sanders, Harris (v.l).



## Inside Washington

# Faust im Nacken

**Wahlkampf: Favorit Biden ist angezählt. Ein neuer Star trumpft auf.**

Das Establishment der Demokraten beginnt sich zu sorgen, dass Präsident Trump recht haben könnte. «Sleepy Joe» Biden muss aufwachen, wenn er die demokratische Nominierung gewinnen will.

Bei der ersten TV-Debatte der zwei Dutzend demokratischen Aspiranten fürs Weisse Haus schalteten sich 18,1 Millionen Amerikaner zu und sahen, wie der 76-jährige ehemalige Vizepräsident von Konkurrentin Kamala Harris in die Seile spedierte wurde. Die feiste Senatorin und ehemalige kalifornische Generalstaatsanwältin knöpfte sich Biden wegen seiner Opposition gegen den Schulbusverkehr in den 1970er Jahren vor. Der Busbetrieb sollte damals helfen, die Rassentrennung an öffentlichen Schulen zu überwinden. Biden stotterte und haspelte, und nach Ablauf der zweistündigen Tortur drückte er sich um das lockere Händeschütteln mit Reportern und schlich sich davon.

Eine neue CNN-Umfrage zeigt, dass Kamala Harris' gutvorbereiteter Punch mitten ins Schwarze traf. Bidens Unterstützung unter den demokratischen Wählern ist gesunken, während Harris punktet. In den 24 Stunden nach ihrer Attacke sammelte sie zwei Millionen Dollar an Kampagnenspenden, 58 Prozent davon von begeisterten Erstspendern. Harris, halb Jamaikanerin, halb Inderin, sticht Obamas ehemaligen Vize aus, indem sie die Unterstützung des mächtigen Congressional Black Caucus (CBC) erhält, der überparteilich Schwarze im Kongress vertritt. CBC-Mitglied Frederica Wilson aus Florida schwärmte der Tageszeitung *The Hill* vor, letzte Woche habe die Welt eine «formidable Kandidatin» gesehen – «einen weiblichen Barack Obama». Noch geht es lange sieben Monate bis zu den ersten Vorwahlen in Iowa. Doch CNN warnt: «Vielleicht sind Bidens Tage als Spitzenreiter bald gezählt.» Seine grösste Hoffnung: dass Trump bald einen brutal-eingängigen Spitznamen für Kamala Harris erfindet. *Amy Holmes*

gesichert ist. Das ist der beste Weg in Amerika, um die Wähler zu gewinnen. Wenn sie sehen, dass Donald Trump der Wirtschaft tatsächlich nicht schadet, sondern den Unternehmern erlaubt, zu investieren, wird er dafür belohnt. Heute gibt es mehr Amerikaner, die sich mit Optimismus über ihre Zukunft äussern, als vor einem Jahrzehnt. Das ist von grosser Wichtigkeit.

**Vor drei Jahren holte Trump drei Millionen Stimmen weniger als Hillary Clinton. Gerade die Vorstadt- und die urbane Jugend tendiert nach links. Wo können die Republikaner Boden gutmachen?**

Der Grund, warum Ronald Reagan als alter Mann bei jungen Wählern so gut abgeschnitten hat, lag darin, dass junge Wähler zu Hause ihre Eltern über Jimmy Carters Unfähigkeit klagen hörten. Es kam uns vor, als wäre alles negativ. Es hiess: «Mach dein Licht nicht an. Es gibt nicht genug Energie im Land.» Es war, als würde Amerika im Eiltempo bergabruutschen. Als Leute wie ich das im Elternhaus hörten, wurden wir sehr empfänglich für Ronald Reagan. Ich wusste in diesem Alter nicht, ob ich Republikaner war oder was auch immer. Aber ich erkannte, dass Jimmy Carter schlecht war für das Land. Ähnliches geschah unter Barack Obama. Die Menschen waren sehr stolz darauf,

**«Wenn man mit dem Präsidenten spricht, ist er unglaublich offen. Er ist unglaublich lustig.»**

den ersten afroamerikanischen Präsidenten zu wählen, vor allem in einer Nation, die früher die Sklaverei tolerierte und sagte, dass schwarze Bürger weniger wert seien. Das in Ordnung zu bringen, war den Menschen wichtig. Aber seine Politik stank aus dem Innern heraus. Das Wirtschaftswachstum stagnierte. Obamacare war eine Katastrophe für die Menschen. Diese linken Richtlinien funktionieren nicht. Die grösste Chance, die wir bei jungen Wählern haben, ist, dass niedrigere Steuern und weniger Regulierungen tatsächlich besser sind für ihr Leben.

**Die Abtreibungsfrage spaltet das Land. Welchen Stellenwert hat sie im Wahlkampf?**

Die jungen Wähler sind entschlossener gegen Abtreibung («pro life») als ihre Grosseltern. Junge Wähler können ein Sonogramm verstehen. Sie verstehen, dass man Frauen seit Generationen belogen hat, indem man ihnen sagte: «In dir ist wirklich nichts mehr als ein Klügel von Zellen.» Sie sagten über die Abtreibung buchstäblich: «Es ist so etwas wie die Nase schnäuzen.» All diese Euphemismen werden durchschaut. Im Laufe der Zeit merkten die jungen Leute: Das ist eine Lüge.



*It-Couple der Trump-Ära: Familie Schlapp.*

**Donald Trumps teils despektierliche Bemerkungen über Menschen aus Mittel- und Südamerika scheinen viele Latinos in die Arme der Demokraten zu treiben. Dabei ist ihre Haltung prinzipiell religiös und konservativ. Wie können die Republikaner ihre Stimmen gewinnen?**

Ich bin mit einer Lateinamerikanerin verheiratet. Wenn ich das Land bereise und durch Amerika reise, erstaunt es mich, wie oft Einwanderer, Latinos und Afroamerikaner, mir sagen, wie sehr sie Donald Trump mögen. Der Hauptgrund dafür ist die Wirtschaft. Dank Trump sehen sie mehr Möglichkeiten. Der zweite Grund, warum sie ihn mögen, ist die Einwanderung. Sie selbst hatten die Regeln befolgt, sie kamen auf legalem Weg ins Land. Sie finden es stossend, dass es mehr Menschen gibt, die illegal einwandern. Es macht sie wütend, weil sie möchten, dass ihre Verwandten eines Tages nachziehen können, aber das wird nicht möglich sein, wenn die illegale Einwanderung das Volk derart aufwühlt.

**Tatsache ist jedoch, dass die Mehrheit der Latinos und der Schwarzen für die Demokraten stimmt.**

Seit 25 Jahren spricht man in der Republikanischen Partei davon, welches Schicksal uns blüht, wenn Amerika immer weniger weiss wird. Wenn immer weniger Frauen für unsere Partei stimmen. Wenn Minderheiten unserer Partei den Rücken kehren. Diese Prognosen gab es unabhängig davon, wer Präsident war. In der Tat, wenn die Republikanische Partei sich nur auf weisse männliche Wähler verlässt, ist ihre Zukunft düster. Doch wenn wir das Richtige tun, es gut erklären und das Leben der Bevölkerung tatsächlich verbes-

sern, haben wir auch bei den anderen Bevölkerungsgruppen eine grosse Chance, gewählt zu werden.

**Eine Frage zum Handelsstreit mit China: Sollte der Präsident nicht transparenter gegenüber seinem Volk sein und klar deklarieren: «Make America Great Again» hat seinen Preis. Wenn mehr Firmen wieder in den USA produzieren, heisst das, dass die Amerikaner höhere Preise für Produkte «made in USA» zahlen werden?**

Ja, das ist richtig. Wir werden mehr für unsere Einzelhandelsgüter bezahlen. Unsere Bauern werden dort drüben weniger Produkte verkaufen. Abgesehen davon stellen wir hier in diesem Land Ethanol her. China hat seinen Markt gegenüber den amerikanischen Ethanolprodukten weitgehend geschlossen. Das muss aufhören.

**Was halten die Konservativen in Ihrer Union von Strafzöllen?**

Ich bin ein Anhänger des freien Marktes. Ich möchte keine Zölle sehen, ausser vielleicht auf Waren, die direkt die nationale Sicherheit betreffen. Die meisten Konservativen sind beunruhigt darüber. Wir wollen keine Handelskriege. Der Präsident sagte, sie seien leicht zu gewinnen. Ich glaube nicht, dass sie leicht zu gewinnen sind. Wenn dieses andere Land [China] begreift, dass es unserem Präsidenten to-

dernt ist, kann dies dazu führen, dass es schneller an den Verhandlungstisch kommt.

**Warum sind die Chinesen bisher nicht bereit zu einem Deal?**

Ich denke, weil Xi und die Kommunistische Partei darauf wetten, dass es in etwas mehr als einem Jahr keinen Präsidenten Trump mehr geben wird. Sie bauen darauf, dass der Präsident Joe Biden sein wird, der sagte, China sei überhaupt kein Problem. Es scheint mir ein ziemlich gutes Argument dafür, dass Trump wiedergewählt werden sollte. Wenn die Chinesen glauben, Joe Biden oder Beto O'Rourke oder Bernie Sanders seien besser für sie als Donald Trump, ist das eine wichtige Botschaft an das amerikanische Volk. Wenn allerdings die Politik von Donald Trump dazu führt, dass unsere Wirtschaft einen Taucher macht, amerikanische Verbraucher auf dem Geldbeutel sitzen, unsere Landwirte die Zechen bezahlen müssen, wäre das sehr schädlich für seine Wiederwahl.

**Die Presse lässt an Trump kein gutes Haar. Sein Image in Europa ist katastrophal. Sie kennen ihn persönlich. Welches sind die grössten Irrtümer über Trump?**

Eine tolle Frage. Wenn man mit dem Präsidenten spricht, ist er unglaublich offen. Er ist unglaublich lustig. Und er ist sehr ehrlich. Jeder geht davon aus, dass der Präsident ein grobes Verhalten an den Tag legt, dass er

Dinge sagt, die schrecklich unangemessen sind, und dass er Frauen schrecklich behandelt. Das sind alles Lügen. Meine Gattin ist eine attraktive Frau, und er behandelt sie mit Würde. Sie liebt es, für ihn zu arbeiten, für einen Politiker, der jeden Tag aufsteht, um Dinge zu erledigen. Manchmal haben die Mitarbeiter um ihn herum Hemmungen, Dinge offen auszusprechen, weil er sie anpacken wird! Trumps Risikobereitschaft unterscheidet sich von denjenigen fast jeden anderen Politikers, den ich je getroffen habe. Das ist ziemlich aufregend für Konservative. Konservative sind gemäss Definition Menschen, die irgendwie die Stabilität suchen. Sie hüten sich davor, zu viel zu ändern. Trump verkörpert das Gegenteil.

\* Vor Redaktionsschluss wurde bekannt, dass Mercedes Schlapp ihre Stelle verlässt, um sich dem Trump-Wahlkampfteam 2020 anzuschliessen.

**Matt Schlapp**, 51, geboren in Kansas, war politischer Direktor unter George W. Bush. Seit 2014 leitet er die American Conservative Union (ACU). Die ACU wurde 1964 gegründet, um nach der Niederlage Barry Goldwaters im Präsidentschaftswahlkampf die verschiedenen Stimmen der Rechten in einer konservativen Bewegung zu vereinen. Heute organisiert Schlapp jeden Frühling die Conservative Political Action Conference (CPAC), das Schaulaufen der Republikaner. Das Ehepaar Schlapp führt gemeinsam Cove Strategies, eine politische Kommunikations- und Beratungsfirma.

Das Interview in der längeren englischen Originalversion auf [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)

# Schweizerzeit

Bürgerlich-konservatives Magazin für Unabhängigkeit, Föderalismus und Freiheit

«Ja zur Schweiz»

**Seit 40 Jahren  
konsequent gegen  
jede EU-Einbindung  
der Schweiz**

**Ja, ich profitiere vom Jubiläums-Angebot**

Fr. 70.– statt 140.– bis Ende 2020

Name:

Vorname:

Strasse/Nr.

PLZ/Ort:

Tel.:

E-Mail:

Wenn Sie uns die Mail-Adresse mitteilen, erhält der/die Empfänger/-in automatisch allwöchentlich den Freitagskommentar «Brisant».

Talon einsenden an: Schweizerzeit, Postfach 54, 8416 Flaach;  
per Mail an: [info@schweizerzeit.ch](mailto:info@schweizerzeit.ch) oder telefonisch: 052 301 31 00

# Deutschlands Köpfe

Wie noch nie zuvor seit dem Zweiten Weltkrieg ist in Deutschland politische Führungskraft gefragt. Die Szene ist unübersichtlich wie selten. Die Kanzlerin hinterlässt ein Land mit ungewisser Führung. Wer könnte die Macht nach Merkel übernehmen? *Von Thilo Sarrazin*

Grosse Reiche und ganze Systeme gehen nicht einfach so unter. Unfähigkeit, Mittelmass und abstruse Fehlentscheidungen der jeweils Herrschenden gehören auch dazu. Hätte der oströmische Kaiser Valens im Jahr 378 vor der Schlacht von Adrianopel die Geduld besessen, auf das Heer des weströmischen Kaisers Gratian zu warten, dann wären die Goten wohl besiegt worden. Die Völkerwanderung, die schliesslich zum Untergang des Weströmischen Reiches führte, hätte einen anderen Verlauf genommen. Die Eitelkeit, einen sicher erwarteten Sieg nicht teilen zu wollen, war der Einstieg in den Untergang. Dreissig Jahre später liess der unfähige weströmische Kaiser Honorius seinen germanischen Feldherrn Stilicho ermorden, weil er auf dessen Erfolge eifersüchtig war. Seitdem war der Untergang des Weströmischen Reiches nicht mehr aufzuhalten.

In den Jahren vor 1914 brachte sich das Deutsche Reich unter seinem unsicheren und geltungssüchtigen Kaiser Wilhelm II. leichtfertig in eine Isolation, aus der die Niederlage

Heute hängt die geistige Elite universalistischen Utopien nach, unterstützt «Fridays for Future».

des Ersten Weltkriegs erwuchs. 25 Jahre später vollendete Adolf Hitler das Ungemach, Deutschland ging in Schande unter.

Was folgt daraus und ist noch heute wahr? Es ist extrem wichtig und kann den entscheidenden Unterschied dabei ausmachen, welche Personen die Macht im Lande gewinnen und verteidigen.

Nach 1945 hatte das zerstörte Westdeutschland mit seinen politischen Führern zunächst grosses Glück. Konrad Adenauer setzte die Westbindung und die Wiederaufrüstung an der Seite der USA durch. Sein Wirtschaftsminister Ludwig Erhard schuf parallel dazu die marktwirtschaftlichen Bedingungen für das Wirtschaftswunder. Zwanzig Jahre später setzte Willy Brandt mit der Ostpolitik die Anerkennung der neuen Grenzen durch und baute auf Verständigung. Damit wanderte der Wurm des Zweifels in das Gebälk des Ostblocks. Helmut Schmidt und Helmut Kohl stellten sich mit den Nachrüstungsbeschlüssen konsequent an die Seite Amerikas. Der Ostblock war wirtschaftlich am Ende. So kam es zum Fall der Mauer, zur deutschen Einheit

und zum Untergang des Kommunismus. Gleichzeitig schuf der grosse Helmut Kohl, der Kanzler der Einheit, durch sein sentimentales Verhältnis zur europäischen Integration mit der Entscheidung für den Schengen-Raum

und die gemeinsame Währung die Grundlagen für heutige Fehlentwicklungen bei Wirtschaft, Währung und Migration. Gerhard Schröder brachte 2004 mit der Agenda 2010 eine durchgreifende Reform des Arbeitsmark-



*Lockerungsversuche:* Kramp-Karrenbauer (CDU).



*Heiter und unaggressiv:* Baerbock (Grüne).



*Zierde jeder politischen Talkrunde:* Kühnert (Juso).



*Kommunikationstalent:* Giffey (SPD).

tes zustande. Das kostete ihn die Kanzlerschaft und bewirkte den Aufstieg der Linkspartei. Es war aber gleichzeitig die Grundlage für einen jetzt fünfzehn Jahre währenden Wirtschaftsaufschwung.

### Mittelmässige und Unfähige

In vierzehn Jahren Kanzlerschaft hat es Angela Merkel nicht geschafft, sich aus dem geistigen und politischen Gefängnis zu lösen, das die Fehlentscheidungen Helmut Kohls für Deutschland geschaffen hatten. Schwere Fehler bei der Energiewende und dem Umgang mit Kernkraft traten hinzu. Ein Übriges

tat 2015 die konzeptionslose Grenzöffnung mit ihren unabsehbaren Folgen.

Heute ist Grossbritannien dabei, die EU zu verlassen. Eine europäische Migrationspolitik ist nicht einmal in Umrissen erkennbar. Die Bundeswehr ist von einer Abschreckungsmacht zu einem Scherzartikel geworden. Niemand in Deutschland hat eine praktisch durchführbare Idee, wie man mit dem menschengemachten Klimawandel umgehen soll, wenn er denn wirklich existiert.

Jetzt, wie noch nie zuvor seit dem Zweiten Weltkrieg, ist politische Führungskraft gefragt. Aber es geht uns offenbar wie den

Römern in der späten Phase des Römischen Reiches. Damals zog sich die geistige Elite auf die Landgüter und in die Klöster zurück. Die Staatsgeschäfte fielen in die Hand der Mittelmässigen und Unfähigen, und das scheinbar auf ewig gefestigte römische Staatsgefüge zerfiel umstandslos in wenigen Jahrzehnten. Für Europa bedeutete das einen Niedergang, der mindestens 500 Jahre währte.

Heute hängt die geistige Elite universalistischen Utopien nach und unterstützt «Fridays for Future». Die Herausforderungen der Zukunft sind gross. Aber der Blick auf das Führungspersonal löst Schaudern aus. Den meisten fällt dies gar nicht auf, da die berichtenden



*Viel Glanz:* Habeck (Grüne).



*Beteiligung der Basis:* Schwan (SPD).

### Zum Traumpaar der Politik sind die beiden Co-Vorsitzenden der Grünen geworden.

Medien den geistigen Schrumpfungsprozess offenbar mit vollzogen haben.

Die Anforderungen an die Politik sind riesengross. Werfen wir einen Blick auf das Spitzenpersonal, und seien wir dabei so gnadenlos wie der Cheftrainer von Manchester United, wenn er seine Auswahl für die Champions League mustert:

Angela Merkel hat als Physikerin einen aufgeräumten Verstand und ist sicherlich persönlich integer. Ihre unscheinbare, vorsichtig wägende Wortwahl und die uneitle Art nehmen ihren Auftritten den Glanz. Es dominiert gepflegte Langeweile. Kaum je muss sie sich korrigieren. In vierzehn Jahren Kanzlerschaft gab es keinen grösseren Kommunikationsunfall. So fällt nicht weiter auf, dass es ihr an Fantasie, an Konzepten und an Gestaltungswillen mangelt. Angela Merkel verwaltet den Status quo und folgt den Impulsen, die die Umstände setzen. Das galt für den Atomausstieg, die Griechenland-Rettung, die Öffnung der Grenzen 2015 oder die Ehe für alle. Als Kanzlerin lässt Angela Merkel das Staatsschiff ziellos treiben. Zufallswinde geben die Richtung vor. Sie sorgt als Kanzlerin lediglich dafür, dass es nicht an Klippen zerschellt und die Fahrt irgendwie weitergehen kann.

Im Herbst 2018 wurde bei den Wahlen in Hessen und Bayern deutlich, dass die Methode Merkel die Regierungsmacht für die CDU/CSU nicht länger sichern kann. Angela Merkel reagierte, indem sie den Parteivorsitz abgab. Das brachte Entlastung, aber es schuf keine Lösung für das Grundproblem, dass die Union aufgrund von Merkels Einwanderungs- und Flüchtlingspolitik mehr Stimmen an die neue Konkurrenz von rechts, die AfD, verlor, als sie in der linken Mitte von der SPD hinzugewann. Schnell zeigte sich, dass die Konkurrenten um den Parteivorsitz hier auch keine Lösung hatten.

>>>



*Witterung aufgenommen:* Laschet (CDU).



*Wenig bleibt haften:* Lindner (FDP).

Friedrich Merz war von Angela Merkel schon 2002 beim Kampf um den Fraktionsvorsitz der CDU/CSU im Bundestag ausgebootet worden. Seitdem grollt er ihr. 2005 verliess er die Politik, um als Anwalt zu arbeiten und erfolgreich Geld zu verdienen. Merz ist eine strahlende Erscheinung und ein sehr guter Redner, der Liberale und Konservative gleichermaßen begeistern kann. Er liebt den eleganten Auftritt. Aber wenn es darauf ankommt, ist er konflikt-scheu und vermeidet die harte Auseinandersetzung. Ungeschickt und defensiv verteidigte er in der *Bild*-Zeitung den keineswegs ehrenrühri-gen Umstand, dass er sich als Wirtschafts-anwalt ein Millionenvermögen erarbeitet hat.

Die Migrationsfrage war entscheidend gewesen für Merkels Rückzug vom Parteivorsitz. Aber Friedrich Merz scheute an dieser Stelle bei seiner Bewerbungsrede auf dem CDU-Parteitag den offenen Konflikt und vergab so den sicher geglaubten Sieg im Kampf um den Parteivorsitz an Annegret Kramp-Karrenbauer. Für mich ist Friedrich Merz ein unentschlossener Taktiker, der letztlich nicht aus Kanzlerholz geschnitzt ist.

### Unsicher in der Kommunikation

Annegret Kramp-Karrenbauer streichelte im Unterschied zu Friedrich Merz mit Erfolg die Seele der Partei. Mit der Wahl zur Parteivorsitzenden schien ihr die Kanzlerkandidatur in der Nach-Merkel-Ära sicher. Richtig erkannte sie, dass sie innerhalb und ausserhalb der CDU konservative Kräfte wieder stärker einbinden musste, um die Erosion der Wählerbasis am rechten Rand aufzuhalten und umzudrehen. Aber dies misslang ihr gründlich: Die AfD blieb bei Umfragen und Wahlen eine stabile Grösse. Dagegen sorgten ihre Lockerungsversuche bei den Parteimitgliedern und Wählern der linken Mitte für wachsenden Missmut.

Gleichzeitig zeigte sich, dass sie in der Kommunikation nicht sicher ist und sich immer wieder zu Sachfragen, die sie nicht ausreichend beherrscht, undifferenziert äussert. Für viele Medien ist sie nach sechs Monaten im Amt zum waidwunden Wild geworden. Der Jagdinstinkt treibt die Meute dazu, sie jetzt bald zu erledigen. Im Herbst, wenn die Wahlen in Sachsen, Brandenburg und Thüringen für die CDU erkennbar verloren-

gehen, könnte es so weit sein. Die Hoffnungen von Friedrich Merz auf die CDU-Kanzlerkandidatur scheinen sich erneut zu beleben, aber auch Armin Laschet, der Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen, nimmt Witterung auf. Er ist ein gemütlicher, freundlicher Mann, der ein soziales Image pflegt und in der CDU eher links steht. Kein Mensch von ausgeprägter Schärfe des Denkens. Als Kanzler wäre er für mich kaum vorstellbar.

In der SPD bietet sich nach der Flucht von Andrea Nahles das Feld der Spitzenpolitiker als relative Wüste dar. Die Ministerpräsidenten der SPD wollen im Amt bleiben, und ihre Chancen dazu sind umso besser, je eher die SPD die Bundesregierung verlässt.

In der Bundesregierung liefert Olaf Scholz als Vizekanzler eine solide Verwaltung des Finanzressorts. Ihm ist es zuzutrauen, nahezu jedes Amt ruhig und frei von Blamagen zu verwalten. In der Kommunikation ist er ähnlich glanzlos wie Angela Merkel – und ähnlich fehlerfrei. Um in der SPD geliebt und anerkannt zu werden, ist er zu pragmatisch und zu ideologiefrei. Auch zukunftsweisende Ideen zum Umgang mit Migration und Klimawandel blieb er bislang schuldig. Als Finanzminister muss er sich erst noch bewähren, das Wachstum der Steuereinnahmen geht offenbar zu Ende.

In der Führungsfrage ist die SPD ratlos und hat jetzt ein Triumvirat des Übergangs eingerichtet. Künftig soll es vielleicht eine Doppelspitze geben. Bei der Personenfindung soll die Basis beteiligt werden. Jetzt hat sich die Politikwissenschaftlerin Gesine Schwan (76) ins Gespräch gebracht und als ihren Partner in einer Doppelspitze den Juso-Vorsitzenden Kevin Kühnert (30) benannt. Frau Schwan hatte nie ein Regierungsamt inne. Kevin Kühnert hat nie einen akademischen Abschluss zustande gebracht. Öffentlich hat er seine Sympathie für die Vergesellschaftung der Produktionsmittel bekundet. Als charmanter Scherzkeks ist er eine Zierde jeder politischen Talkrunde und bietet eine sichere Gewähr dafür, dass die SPD nicht nur als erfolglos, sondern auch als unseriös wahrgenommen wird.

Als weitere Kandidatin ist die Familienministerin Franziska Giffey (41) im Gespräch. Sie ist ein Kommunikationstalent und steht mit beiden Beinen im Leben. Nach ihrem

inhaltlichen Profil ist sie in der SPD dem klein gewordenen rechten Flügel zuzuordnen. Leider hängt ihr das ungeklärte Schicksal ihrer Doktorarbeit, deren Zitierpraxis gegenwärtig von der Freien Universität Berlin untersucht wird, wie ein Mühlstein um den Hals. Andere Kandidaten für den Parteivorsitz sind in der SPD gegenwärtig nicht in Sicht.

Aus der Führung der Linkspartei ist Sahra Wagenknecht mit Erfolg weggebissen worden. Bei der Bestimmung des Kurses in der Migrationspolitik dachte sie auch an den kleinen Mann. Das ist ihr nicht gut bekommen, sie hat die Segel gestrichen. In der Linkspartei ist niemand sichtbar, der ihre öffentliche Rolle aufnehmen könnte.

In der FDP hält der Vorsitzende Christian Lindner die Partei mühsam oberhalb der Wahrnehmungsschwelle. Er kann gut kommunizieren, aber nur wenig bleibt haften. Die FDP ist zu einer Partei von ansprechend formulierten Selbstverständlichkeiten geworden. Ihre alte Funktion, Mehrheitsbeschafferin für die CDU/CSU zu sein, hat sie durch den Sturzflug der Union in den Umfragen verloren: 25 Prozent plus 8 Prozent sind eben von einer Mehrheit weit entfernt.

### Moralisches Kontaktverbot

Die dafür fehlenden Stimmen sind heute zu grossen Teilen bei der AfD, die sich stabil bei 12 bis 14 Prozent hält. Alle übrigen Parteien haben die AfD unter ein verschärftes moralisches Kontaktverbot gestellt. Der CSU-Vorsitzende Markus Söder hat den Kommunalpolitikern seiner Partei sogar untersagt, mit Kollegen der AfD einen Kaffee zu trinken. Ob das auf Dauer helfen wird?

Zum Traumpaar der deutschen Politik sind die beiden Co-Vorsitzenden der Grünen, Annalena Baerbock (38) und Robert Habeck (49), geworden. Sie sind beide charmant, sehen gut aus, wirken meist heiter und unaggressiv und können reden wie die Feuerwehr.

In den Umfragen haben die Grünen mittlerweile mit der CDU/CSU gleichgezogen. Die Frage nach einem grünen Kanzlerkandidaten wird gestellt. Steigen die Grünen in den Umfragen auf, weil ihre beiden Vorsitzenden so viel Glanz ausstrahlen? Oder strahlen die beiden so viel Glanz aus, weil die Grünen mit ihren Themen die Partei der Zukunft sind? Diese Frage lasse ich offen. Jedenfalls scheinen gegenwärtig die Grünen jene Partei zu sein, die in der deutschen Politik noch am ehesten die Lust, die Power und das Personal zum Regieren hat.

Da stimmt es schon ein wenig traurig, dass auch die Grünen tragfähige politische Antworten zu Migration und Klimawandel schuldig bleiben. Aber das werden die Wähler vielleicht erst merken, wenn ein grüner Bundeskanzler im Kanzleramt sitzt. ○



Kanzlerin Merkel.

Sie verwaltet den Status quo und folgt den Impulsen, die die Umstände setzen.



# Prügelei im Altersheim

Die Besetzung der Spitzenjobs der EU hatte all die Würde und Erhabenheit einer Hundemeute, die sich um einen Knochen balgt. Von Demokratie und Wählerwillen war – wieder einmal – wenig zu spüren.

Von Wolfgang Koydl

Er kann's nicht lassen, er will weiter das ganz grosse Rad drehen, auch wenn er selbst nur mehr ein ganz kleines Rädchen ist: Martin Schulz, Ex-Präsident des EU-Parlaments, Ex-Kanzlerkandidat der deutschen Sozialdemokraten, Ex-Vorsitzender der SPD. Heute ist er nur ein bedeutungsloser Hinterbänkler im deutschen Bundestag, aber wer Präsident der EU-Kommission wird, das wollte er doch schon noch bestimmen.

Tatsächlich ging der Deal über die Aufteilung der Top-Posten in der EU, den Angela Merkel, Emmanuel Macron und die Regierungschefs Spaniens und der Niederlande auf dem G-20-Gipfel in Osaka auskungelten, auf Schulz zurück. Er hatte sich ausgedacht, seinen niederländischen Genossen Frans Timmermans anstelle des Konservativen Manfred Weber zum Kommissionspräsidenten zu machen. Mit Hilfe des sozialistischen portugiesischen Premiers stach er seine Idee nach Paris und Berlin durch.

Dumm nur, dass der Osaka-Kompromiss die Rückreise aus Japan nicht überlebte und bei anderen EU-Mitgliedstaaten durchfiel. Übrigens genauso wie jeder andere Personalvorschlag für die Besetzung der wichtigsten Ämter der Europäischen Union für die kommenden fünf Jahre: Präsident der Kommission, Präsident des Rates, Präsident des Parlaments, Hoher Beauftragter für Aussenpolitik und Präsident der Europäischen Zentralbank.

Theoretisch ist eigentlich alles klar: Die Staats- und Regierungschefs schlagen dem Parlament einen Kandidaten als Kommissionspräsident vor, dem die Abgeordneten zustimmen können. Die Abgeordneten wiederum wählen aus ihren eigenen Reihen ihren Präsidenten. Die Staats- und Regierungschefs bestimmen, wer ihre Zusammenkünfte im Rat leitet. Sie entscheiden auch, wer für die Aussenpolitik und die Geldpolitik verantwortlich sein soll.

In der Praxis freilich ist es nicht so leicht, denn da hängt das eine mit dem anderen und alles mit allem zusammen. Ausserdem muss berücksichtigt werden, dass alle angemessen berücksichtigt werden: Männer und Frauen, die verschiedenen Regionen Europas, die Parteienfamilien.

Und natürlich gibt es persönliche Eitelkeiten und Eifersüchteleien sowie innenpolitische Zwänge: Bundeskanzlerin Angela Merkel etwa sähe Manfred Weber, den sie offiziell als Kommissionspräsidenten unterstützen müsste, lieber als Chef des Europa-Parlaments.



*Altlasten:* Juncker-Nachfolgerin von der Leyen.

Denn dann könnte sie eine andere Person als Kommissar nach Berlin schicken – eine willkommene Gelegenheit, Altlasten wie Verteidigungsministerin Ursula von der Leyen oder Wirtschaftsminister Peter Altmaier nach Europa zu entsorgen.

## Durchsetzungsschwäche

Mit Transparenz, Demokratie oder gar Wählerwillen, wie sie landauf, landab vor dem Wahltag im Mai beschworen wurden, hat das alles natürlich nichts zu tun. Wie eh und je wird in irgendwelchen Hinterzimmern – egal, ob sie in Brüssel oder in Osaka liegen – ausgehandelt, wer was wann und wo wird.

Eigentlich sollte diesen dunklen Deals mit dem vor fünf Jahren erfundenen Prinzip der Spitzenkandidaten ein Riegel vorgeschoben werden. Demnach wird Chef der obersten EU-Behörde, dessen Partei bei den Parlamentswahlen die meisten Stimmen erringt. Aber festgeschrieben ist das nirgendwo, es ist eine Kann-Regel, wie sie typisch für die EU ist – nicht Fisch, nicht Vogel. Ausserdem hat sich herausgestellt, dass die Spitzenkandidaten-Methode nur bei ihren deutschen Erfindern Sympathien findet. Für andere Europäer ist allein das deutsche Wort ein Zungenbrecher.

Dass Europas Staats- und Regierungschefs tage- und nächtelang ergebnislos verhandeln, zeigt, wie schwach die EU und ihre einzelnen Mitgliedsstaaten geworden sind. Früher wäre es undenkbar gewesen, dass sich Frankreich und Deutschland auf offener Bühne gestritten

hätten – wie jetzt über den Spitzenkandidatenprozess. Man hätte sich in einem Hinterzimmer in Berlin oder in Paris geeinigt und wäre dann geschlossen in Brüssel aufgetreten.

Früher wäre es auch undenkbar gewesen, dass ein gemeinsam von Deutschen und Franzosen unterbreiteter Vorschlag von anderen Mitgliedern abgelehnt worden wäre – wie jetzt der von Schulz eingefädelt Osaka-Deal. Doch die Gegner – die konservative Europäische Volkspartei auf der einen und die vier Visegrád-Staaten Ungarn, Slowakei, Tschechische Republik und Polen auf der anderen Seite – waren wiederum nicht stark genug, um den Deal endgültig zu beerdigen.

Aber auch das einst schier allmächtige Deutschland oder Frankreich sind nicht mehr stark genug, um sich durchzusetzen. Angela Merkels Stern verblasst, Emmanuel Macrons Gestirn verharrt irgendwo knapp über dem Horizont anstatt aufzugehen. Die Osteuropäer bringen selbst zusammen mit den Italienern nicht genügend Gewicht auf die Waagschale. Spanien hat eigene Probleme, und die Briten sind so gut wie weg.

Das Ergebnis nach dreitägigem Streit entspricht dem Verfahren: Unter den Nominierten für die Spitzenjobs ist kein Spitzenkandidat und kein Osteuropäer. Dafür eine deutsche Politikerin, Ursula von der Leyen, die noch jeden Job in den Sand gesetzt hat. Und mit Christine Lagarde eine Frau, der auch eine Vorstrafe nichts anhaben kann. Gut gemacht, EU. Deine Bürger werden es sich merken.



«Populismus ist eine Negation der Nation»: Denker Debray.

## Keiner will für Europa sterben

Régis Debray kämpfte an der Seite von Che Guevara und sass deswegen jahrelang in Bolivien im Gefängnis. Später war er Berater von Salvador Allende und François Mitterrand. Ein europäisches Volk könne es nicht geben, sagt der Philosoph. *Von Jürg Altwegg*

Seine schlechte Laune ist nicht zu übersehen, und die erste Frage vermag seine Stimmung auch nicht zu erheitern: «Natürlich nicht!», empört sich Régis Debray. «Das alles hat doch keine Bedeutung. Es geht doch gar nicht um Europa. Europa ist eine düstere Schaumschlägerei, bei der man so tut, als ob es am Ende des Tunnels Licht geben würde. Es ist im ganzen Wahlkampf nie um Europa gegangen. Niemand hat sich um seine Realität gekümmert, niemand kennt die Abgeordneten in diesem Pseudoparlament mit zwei Minuten Redezeit.» Und deshalb ist Régis Debray – «selbstverständlich» – auch nicht zur Wahl gegangen: «Wie jeder zweite Franzose.»

Zu deren Anlass allerdings hat er Europa einen weitausholenden Essay gewidmet: «L'Europe fantôme» – das Gespenst Europa. Über ihn zu reden, zeigt er sich – widerwillig – bereit. Aber bitte sehr: kein Wahlkommentar. «Ich rede in Begriffen der Zivilisation.»

### Flucht nach Chile

Im kommenden Jahr wird der Philosoph, Guerrillero und Spitzenbeamte der französi-

schen Republik achtzig. Nach dem Besuch der Eliteschule Ecole normale supérieure wollte ihn sein Lehrer Louis Althusser, Marxismus-Theoretiker und Guru einer ganzen Generation kommunistischer Intellektueller, davon abhalten, sich dem bewaffneten Kampf in Südamerika anzuschliessen: «Es ist manchmal politisch dringend, du weisst es, sich dem Studium zu widmen. Marx und Lenin haben uns die ersten Beispiele dafür gegeben», riet der Professor seinem begabten Studenten. «Das ist die Pflicht aller Intellektuellen gegenüber der Arbeiterklasse und der Revolution. Sie erhalten vom kämpfenden Volk einen Auftrag zur wissenschaftlichen Erkenntnis.»

Louis Althusser, Autor der Klassiker «Für Marx» und «Das Kapital lesen», erdrosselte später in einem Anflug geistiger Umnachtung seine Frau und wurde interniert. Régis Debray missachtete seinen Rat, legte die Waffen des Geistes zunächst zur Seite und ging als Freiheitskämpfer nach Bolivien. Er wurde nicht wie Che Guevara – zu dessen legendärem Tagebuch er das Vorwort schrieb – erschossen.

Sondern in ein Gefängnis gesteckt, insgesamt vier Jahre lang. Er konnte nach Chile fliehen, wo ihn Salvador Allende zu seinem Berater machte. Nach dem Putsch von Pinochet kehrte er nach Paris zurück. Mitterrand holte ihn nach seinem Wahlsieg 1981 zum Entsetzen der USA als Berater ins Elysée.

Noch im gleichen Jahr veröffentlichte Debray eine «Critique de la raison politique». Der Titel ist eine Anspielung auf Sartre und Immanuel Kants «Kritik der reinen Vernunft» und illustriert den Anspruch des Verfassers. Debray will den Nachweis erbringen, dass eine Gesellschaft nicht ohne Dogma und Ideologie funktionieren kann. Im Gefängnis hatte er Werke über Papst Gregor VII., den «gregorianischen» Reformen, und die Kirchenväter gelesen – «was die Zensur nicht verboten hatte». Die von Althusser verschriebenen «Klassiker der Arbeiterbewegung» kannte er bereits. Aber erst im Gefängnis habe er «das Politische» entdeckt, die «condition d'existence» des Menschen: «Sie entspricht nicht meinem Ideal, aber meiner wissenschaftlichen Überzeugung.»

Debrays These war eine radikale Gegenposition zum triumphierenden Zeitgeist der Achtundsechziger, die zu Hause die Revolte probten, während er in Bolivien inhaftiert war und gefoltert wurde. Das Kollektiv, das er «hysterisch» nennt, könne sich für die Sinnstiftung beliebig

## «Die Reichen haben Angst, dass ihnen der Himmel auf den Kopf fällt.»

auf Gott oder das Proletariat, auf die Gerechtigkeit oder die Rasse beziehen. Immer braucht es auch einen Sündenbock. Als Genie des Politischen lobt er den römischen Kaiser Konstantin: Er stoppte den Zerfall, indem er das Christentum zur Staatsreligion erklärte.

### Ideal des dritten Wegs

Damals trafen wir uns in einem Hinterzimmer in Mitterrands Palast zu unserem ersten Interview. Debray beanspruchte die Nation, die von der Bourgeoisie mehrfach verraten wurde, ausdrücklich als linken Wert. Die Probleme der europäischen Integration, an die er nie glaubte, erklärte er mit dem Fehlen eines europäischen Volkes: «Wo ich Zusammenschlüsse beobachtete, Föderationen, stelle ich fest, dass sie auf einer hierarchischen Struktur beruhen.» Die italienische und die deutsche nationale Einigung erfolgten unter Waffengewalt. Bei der amerikanischen Einigung gewann der Norden gegen den Süden: «Die Genesis einer Nation läuft immer nach diesem Schema ab.» Ergo: Europa müsste auf die Gewalt zurückgreifen, aber es sei ja gerade entstanden, um Krieg und Konflikte zu vermeiden. Und sobald es um die Sicherheit gehe, ziehe sich jedes Land auf seine eigene Souveränität zurück. Frankreich schütze sie mit seiner «force de frappe», die Debray eine «monarchistische Waffe» nannte: «Eine gemeinsame Atombombe würde voraussetzen, dass Deutschland und Frankreich die gleichen nationalen Interessen hätten.»

Der Bruch mit Mitterrand war unvermeidlich. Nach seinem Auszug aus dem Elysée wurde Régis Debray in den Staatsrat, Conseil d'Etat, aufgenommen. Er hielt Vorlesungen und wurde Herausgeber einer Zeitschrift. In «Le pouvoir intellectuel en France» kritisierte er den Mainstream der Medien und Intellektuellen. Der Philosoph des Politischen versuchte sich als Schriftsteller, der in einem Roman auch schon mal mit der Euphorie des Fingers am Abzug des Maschinengewehrs kokettiert. Sogar in die Académie Goncourt, die den renommiertesten Literaturpreis vergibt, wurde er aufgenommen. «Bei meiner einzigen Begegnung mit Macron sprachen wir über Stendhal», den Dichter des Klassikers «Le rouge et le noir».

Nach dem Sozialisten Mitterrand unterstützte er den Gaullisten Jacques Chirac, bei dessen überraschender Wahl (gegen den liberalen

Kandidaten aus der eigenen Partei, Edouard Balladur) er eine einflussreiche Rolle spielte. Dass Chirac seine Machtübernahme Jahre nach dem Ende des Kalten Kriegs mit der Zündung einer Atombombe zelebrierte und weltweit als «Hiro-Chirac» kritisiert wurde, konnte Debray, der für seine Ideale zu sterben bereit war, in seinem Glauben an das Politische nur bestärken.

Schlagartig bessert sich seine Stimmung bei der Frage, wie er damals bei Che und Salvador Allende Europa wahrgenommen habe: «Man konnte sich vorstellen, dass es einen dritten Weg zwischen der Sowjetunion und den Vereinigten Staaten repräsentieren könnte. Zwischen der stalinistischen Bürokratie und dem imperialistischen Krieg aller gegen alle. Das alles ist vergessen und vorbei. Wir leben in einem Europa ohne Geschichte und politischen Willen.»

Er zitiert den Dichter Paul Valéry, der schrieb: «Europa ist auf seinem eigenen Boden auf dem Gipfel des Lebens und der kulturellen Vitalität angekommen.» Das Zitat stammt aus dem Jahre 1924. Debray liebt dieses Europa des Geistes zwischen den Weltkriegen – «Genf war ein bisschen seine Hauptstadt» – und beklagt dessen Verlust. Auch das Europa der Kathedralen wür-



Debray (r.), 1967 bei der Verhaftung in Bolivien.

digt er. «Und es gab das Europa der Nazis und der Kollaborateure, im besetzten Frankreich war es das Thema Nummer eins. Eine SS-Division mit 7000 Freiwilligen war nach Karl dem Grossen benannt.» In den fünfziger Jahren entstand das «Europa des Geldes, wie es Jean Monnet verkörpert». Als von der Sowjetunion bedrohtes Abwehrbündnis konnte er ihm eine gewisse Existenzberechtigung nicht absprechen – aber unter amerikanischer Führung? Für Debray hat das Europa des Nachkriegs mit dem politischen Willen auch den Geist verloren: «Die Vielfalt ist in der atlantischen Zivilisation aufgegangen. Das stimmt mich ein bisschen traurig. Nach dem Brexit werden die Beamten weiterhin Englisch reden, die Sprache zweier Mitgliedstaaten: Malta und Irland.»

### Beamte, Richter und Banker

«Europa war das Zentrum der Welt», deren Gravitationszentrum sich nach Osten und Westen verlagert: «Amerika ist mir extrem unsympathisch, aber ich bewundere seinen Patriotismus, den wir in Europa nicht haben.» Es besteht aus der Kommission in Brüssel, dem Europä-

ischen Gerichtshof in Luxemburg, der Europäischen Zentralbank in Frankfurt: «Ein Europa der Beamten, Richter und Banker. Aber das Geld und das Recht sind kein Fundament für eine Zivilisation.»

Und ohne zivilisatorischen Mehrwert für die Seele taugt der Neoliberalismus, das «Opium der Eliten», auch nicht zur Ideologie, die einen Patriotismus der Europäer begründen könnte. Er deutet es an und führt es nicht wortwörtlich aus: Solange kein Mensch für Europa zu sterben bereit ist, existiert Europa nicht mehr. Als «Opium seiner Eliten» bezeichnet er voller Verachtung den Neoliberalismus: «Seine Herrschaft führt zum Faschismus, zumindest provoziert sie Reaktionen, die autoritäre Regierungen begünstigen. Der undemokratische Liberalismus führt zu undemokratischen Regimes. Das grosse Thema im Wahlkampf lautete: Gegen die Faschisten muss man die Banker wählen.»

Als «aufschlussreiches Symptom» verleiht er ihm gleichwohl eine kulturhistorische Dimension. Die Wahl des Europäischen Parlaments, in dem die Tribunen fehlen und das kein Volk repräsentiert, besiegelt für den Philosophen des Politischen nicht nur den Tod des «historischen Menschen», sondern auch das Ende der «Zivilisation des Prometheus»: «Sie bestand aus der Arbeitsklasse und der Kultur des gedruckten Wortes. Der Proletarier und der Typograf. Heute haben wir die Desindustrialisierung und leben in der Videosphäre. Das Buch wird vom Bild zertrümmert, das Kapitel ist zu Ende: Man wählt die Grünen, weil man nicht mehr an Prometheus glaubt.»

Und wo bleibt der Klassenkampf? «Die Reichen haben Angst, dass ihnen der Himmel auf den Kopf fällt. Dass die Welt untergeht. In der Stadt brauchen sie die Natur, ihre Bewohner wählen Grün und haben genug Geld, um für den Strom einen höheren Preis bezahlen zu können. Die Armen sind nach wie vor darauf angewiesen, die Natur auszubeuten. Sie müssen sich dagegen wehren, dass man alles der Umwelt opfert. Sie brauchen billigen Atomstrom.» So gesehen, ist der Klassenkampf entschieden, «die Geschichte vorbei», so Debray: «Die faustische Zivilisation begann im 14. Jahrhundert und geht heute zu Ende. Es ist der Übergang vom Menschen, der die Natur besitzt und beherrscht, zum neuen Menschen, der ihr dienen und sie retten will.» Er nennt es den «Umschlag vom Anthropozentrismus zum Bio-Zentrismus».

Keine Angst vor dem rechten Nationalismus, Régis Debray? – «Aber sicher doch.» Schlagartig verschlechtert sich seine Laune beim Hinweis, dass es Mitterrand war, der das Wahlrecht änderte, um Le Pen und seinen damals durchaus neofaschistischen Front national zu stärken: «Das hat doch keine Bedeutung, das ist reine Politik. Und was reden Sie überhaupt von Nationalisten?! Es geht um Tribalismus. Der Populismus ist eine Negation der Nation. Und warum kehrt dieser primitive Tribalismus zurück? Weil wir in einer Diktatur des Geldes leben.» ○



*Reinkarnationn einer kleinen Sünde:* Besucherinnen des Glastonbury-Festivals 2019.



## Ikone der Woche

# Hip um die Hüfte

Von Michael Bahnerth

Die Gegenwart der Mode in diesen Zeiten ist schon länger ihre Vergangenheit. Wenn man dies auf einen Menschen übertrüge, würde man sagen, er sei alt und reaktionär. In der Mode hingegen gilt das Retrospektive nicht als fantasie- und ein wenig hilflos, sondern vielmehr als etwas Junges, Innovatives, Kreatives und was die Branche sonst noch so an Begriffen für sich beansprucht.

Da gibt es diese Turnschuhe, die in den 1980ern ein bisschen okay waren und die heute jeden, der sie nicht trägt, zum profillosen Vertreter der neuen Unterschicht degradieren. Da gibt es diese Sonnenbrillen aus den 1970ern, durch deren Gläser junge Frauen einen verklärenden Blick auf die Welt werfen. Und da gibt es dieses furchtbare Revival dieser grässlichen Riebljeans, die nicht nur unförmige Hintern machen, sondern die erst über dem Bauchnabel endlich aufhören.

Und seit einem guten Jahr schnallen sich junge Menschen, zumeist Frauen im Snapchat- und «Germany's Next Topmodel»-Alter, eine Bauchtasche um, die jetzt allerdings nicht mehr Bauchtasche heisst, sondern «Hip-Bag». Es ist inzwischen so, dass fast eine ganze Generation sich inzwischen überhaupt nicht mehr vorstellen kann, wie sie ohne Hip-Bags vor einem Jahr überleben konnte.

Anders als bei Ideologien verwischt die Zeit in der Mode offenbar wirklich alle Spuren. Bauchtaschen waren, als sie auf den Markt kamen Ende der 1970er Jahre, allenfalls etwas für Trekking-Fans und Globetrotters, für neurotische Bürger mit der Angst, überall und zu jeder Zeit beraubt werden zu können, und für gutsortierte Drogendealer an Bahnhöfen. Und sie waren vor allem etwas für eine wandernde Mittelschicht ohne ästhetische Orientierung.

Nun ist dieses praktische Utensil, das bisher im Mittelalter seine Hochzeit hatte, plötzlich ein aussagekräftiges Stilelement, das seine Trägerinnen als Vertreter einer Spezies kennzeichnet, die weiss, was gerade so läuft und wie man korrekt irgendwo rumhängt auf Partys, in Bars oder, wie auf dem Bild, an einem Open-Air-Konzert. Die Hip-Bag wird übrigens nicht nur um den Bauch getragen, sondern auch quer über die Schulter, was aber nur Frauen zu empfehlen ist, die nicht mordsmässig bestückt sind.

Die Rückkehr der Bauchtasche als Hip-Bag ist zwar kein grosses Verbrechen, sondern wohl nur eine kleine Sünde, die nächstes Jahr, wenn wahrscheinlich der Rucksack oder die Beuteltasche die Zeit ihrer Reinkarnation erleben, zum Vergehen all jener wird, die die Hip-Bag trotzdem noch tragen, weil sie nicht mitbekommen haben, dass alles seine Zeit hat.

# Die zubetonierte Schweiz

Seit Köbi Gantenbein vor dreissig Jahren die Architektur-Zeitschrift *Hochparterre* mitgegründet hat, ist die Bevölkerung um 30 Prozent gewachsen, die verbaute Fläche sogar noch stärker. Ein Ende dieser Entwicklung ist nicht abzusehen. Ist die Zerstörung des Landes aufzuhalten? Von Rico Bandle

Sie hätten zu viert in einer vierzig Quadratmeter kleinen Wohnung gelebt, erzählt Köbi Gantenbein, der als Bähnlersohn in Samedan im Engadin aufgewachsen ist. «Wir waren zufrieden, uns ging es gut», sagt er.

Dass der langjährige Chefredaktor der wichtigsten Architekturzeitschrift des Landes seine damalige Lebenssituation hervorhebt, hat einen guten Grund: Die rasante Zubetonierung des Landes habe nicht nur mit dem enormen Bevölkerungswachstum von 6,5 auf 8,5 Millionen in den letzten dreissig Jahren zu tun, sondern auch mit den Ansprüchen der Menschen. Die durchschnittliche Wohnfläche pro Person beträgt mittlerweile 46 Quadratmeter. Das heisst, die Wohnung der Familie Gantenbein wäre heute sogar für einen Einpersonenhaushalt knapp bemessen.

Köbi Gantenbein, dieser kernige Bündner mit Schnauz, gilt als eine Art Architekturpapst der Schweiz. 1988 gründete er zusammen mit Benedikt Loderer die Architekturzeitschrift *Hochparterre*, die mittlerweile 22 Mitarbeiter beschäftigt. Kürzlich hat er bekanntgegeben, dass er die Chefredaktion nach einem Vierteljahrhundert abgibt, dem Heft aber als Verleger, Miteigentümer und Autor erhalten bleibt.

Wie hat sich die Schweiz in den dreissig Jahren entwickelt? Weshalb stösst man überall auf hässliche Bauten? Und: Erträgt die Schweiz ein weiteres Wachstum in diesem Tempo?

Gantenbein empfängt mich in der *Hochparterre*-Redaktion, einem alten Backsteingebäude beim Zürcher Museum für Gestaltung. Rasch zeigt sich: Der charismatische Architekturjournalist hat sich gut vorbereitet, kann seine Ausführungen immer mit Beispielen belegen. Wir gehen die Siedlungsentwicklung anhand von sieben Stichworten durch.

**Globalisierung** — Im Alltag fallen die anonymen Wohnklötze, die in den letzten Jahren von Romanshorn bis Genf hochgezogen wurden, als bauliche Ärgernisse am meisten auf. Köbi Gantenbein möchte aber ein anderes Phänomen an die erste Stelle setzen: die Internationalisierung, die die Schweiz in den letzten Jahrzehnten in enormem Tempo erfasst hat, auch in Sachen Architektur. Da sind einerseits

die Konzerne mit ihren Hauptsitzen beziehungsweise Headquarters, wie man sie heute nennt. «Die Wirtschaftskolosse bauen immer wieder anspruchsvoll, so wie die Päpste, Äbte und Kriegsunternehmer früher», sagt Gantenbein. Bemerkenswert sei etwa die Baukultur des Pharmariesen Novartis in Basel mit seinem architektonisch vielfältigen Campus. Auch die Rückversicherung Swiss Re mit ihren Bauten am Seeufer in Zürich und in Rüslikon hebt er positiv hervor. Als Negativbeispiel nennt er den Spiegelpalast von Kühne+Nagel in Schindellegi, eine «global gesichtslose Uniform», wie sie auch Zug, Luxemburg und London präge.

Die reichen Privatpersonen andererseits würden viel weniger Wert auf hochwertige Architektur legen. Gantenbein spricht gar von einer «Parade der Kulturlosigkeit». Dazu gehörten etwa die Landhaus-Villa von Autorennfahrer Michael Schumacher am Genfersee, das Anwesen von Rohstoffhändler Ivan Glasenberg in Rüslikon oder der mediterran anmutende Palast von Bankier Thomas Matter über dem Zürichsee. Die grossspurigen Wohnhäuser an der Goldküste, am Genfer- oder am Zugersee, wo viele Globalisierungsgewinner wohnten, nennt er «uniforme Angeberbauerei, Landschafts- und Platzvergeudung mit 500 Quadratmeter pro Person». Gut geraten findet Gantenbein das Wohnhaus von Ellen und Michael Ringier, «ein Beispiel dafür, was zeitgenössische Architektur kann». Auch lobt er die Chesa Merleda von Beat Curti im Engadin und den Wohnsitz des früheren Botschafters Uli Sigg, der im Schloss auf der Insel Mauensee residiert, das dieser mit profundem Können renoviert habe. «Bei den alten Palästen sieht man halt auch, wie die Heerführer einst mit anderem kulturellem Verstand gebaut haben als ihre Nachfolger heute.»

**Uniformität** — Viele Grossüberbauungen in den Städten sind austauschbar geworden. Eine Europaallee, wie sie beim Zürcher Hauptbahnhof hingeklotzt worden ist, könnte genau gleich in Boston, Mexico City oder in Dubai stehen. Dass einer der Hauptmieter der Internet-Gigant Google ist, passe dazu. Auch das Milliardenprojekt «The Circle» beim

Flughafen Zürich gehört für Gantenbein zur Kategorie der «Klumpen und Klötze».

Dass moderne Wohnsiedlungen landauf, landab gleich aussehen – eine Aneinanderreihung von «Cremeschnitten-Blöcken» (Gantenbein) –, habe unter anderem mit der Digitalisierung beim Bauen zu tun. «Die Copy-Paste-Architektur deckt das Land zu.» Doch nicht nur «trostlose Architekten, kulturlose Bauherren und die schlechten Baugesetze» seien für die Misere verantwortlich, sondern vor allem das Geld.

**Rendite** — Einer der Lieblingsausdrücke Gantenbeins lautet «Fédération des Profiteurs (FdP)», eine Kreation seines langjährigen Kumpan Benedikt Loderer. Um die maximal mögliche Ausnutzung und damit die maximal mögliche Rendite aus einem Grundstück herauszuholen, seien die Cremeschnitten-Siedlungen mit ihren Flachdächern und mit minimalstem baukulturellem Engagement ideal.

Die Gemeinden stehen laut Gantenbein unter einem wachsenden Druck: Jede Umzonung, jede Regeländerung, jede Ausreizung zugunsten des Landbesitzers oder des Bauherrn könne Millionen einbringen. Wo die «Fédération des Profiteurs» viel Einfluss habe,



Soziologe Gantenbein.

«Guter Städtebau ist gute Planwirtschaft.»



Vorbildlich: Novartis-Campus in Basel.



*Cremeschnitten-Siedlungen: Glattpark, Opfikon ZH.*



*«Copy-Paste-Architektur»: Bäch SZ.*

erkenne man «an den öden Ortsplanungen, die haufenweise lieblose Häuser ermöglichen, ohne einen Gedanken an öffentliche Räume zu verschwenden». Dies sei zum Beispiel bei den Siedlungen ausserhalb der Dorfkerne beidseits des Zürichsees der Fall. «Da will jeder ein Auto, um ein Brötchen kaufen zu gehen oder seine Knöpfe zur Schule zu fahren», sagt er. Aber auch an vielen Stellen im Mittelland, wo sich uniforme Lidl- beziehungsweise Aldi-Pavillons und Gewerbeflächen abwechselten. «Es ist erstaunlich, wie der Profit und die Kulturarmut Gemütlichkeit, Schönheit und Heimat vernichten.»

**Genossenschaften** — In den grösseren Deutschschweizer Städten wird jede Volksabstimmung zugunsten des gemeinnützigen Wohnungsbaus mit einer nahezu nordkoreanisch anmutenden Mehrheit angenommen. Und dies zu Recht, wie Köbi Gantenbein findet. Die Genossenschaften seien als nicht profitgetriebene Organisationen Vorreiter darin, Wohngebiete mit guter Architektur zu verdichten, so dass die Leute sich immer noch



**Wohnfläche pro Person reduziert:** Genossenschaft Kalkbreite, Zürich.

wohl fühlten. Die Genossenschaften würden meist Architekturwettbewerbe ausschreiben, was die Qualität von Siedlungen, Häusern und Aussenräumen fördere. Dass auch auf Gewinnzielende Private gut bauen können, «wenn sie nur wollen», bewiese der Glattpark oder die Greencity, beides Überbauungen in der Zürcher Agglomeration «mit bemerkenswert hoher Haus- und Siedlungsqualität».

Probleme bei Genossenschaften sieht er, wo nicht mehr zeitgemässe Gebäude ersetzt werden sollten. «Die Leute wollen natürlich in ihren billigen Häuschen bleiben. Dank den demokratischen Bräuchen der Genossenschaften ist ein Abriss für einen Neubau manchmal nur schwer zu realisieren.»

Private haben dieses Problem nicht. Trotzdem kann es bei Ersatzneubauten Schwierigkeiten geben, wie ein vielbeachteter Fall aus Zürich zeigt: Die Pensionskasse der Credit Suisse will die Siedlung Brunapark mit ihren 240 intakten Wohnungen komplett abreißen und auf derselben Fläche neue Gebäude mit 500 Wohnungen errichten. Gegen dieses Vorhaben hat sich starker Widerstand formiert. Eine Petition mit über 5000 Unterschriften wurde eingereicht, selbst die Uno-Sonderberichterstatterin für das Recht auf Wohnen, Leilani Farha, hat sich eingeschaltet. Der Fall zeigt, dass die Eigentumsrechte im Wohnbereich hierzulande unter Druck kommen, wenn auch noch nicht so stark wie in Berlin, wo selbst die Forderung nach Enteignung kein Tabu mehr ist.

**Planwirtschaft** — «Guter Städtebau ist gute Planwirtschaft, die viele Interessen verbindet», sagt Köbi Gantenbein. Um die Ortsbilder zu erhalten und zu entwickeln, seien Bauvorschriften

nötig und richtig – nicht nur bezüglich Ausnutzung des Grundstücks, sondern auch bezüglich Ästhetik und Baumaterialien. «In einem Bergdorf sieht ein Haus aus chinesischem Billigmaterial ganz anders aus als die Gebäude aus lokalem Holz oder Stein. Ich finde es gut, wie zum Beispiel im Simmental strenge Baugesetze die Fantasie der Bauherren bändigen, auch wenn unter manchem Chalet eine Backsteinmauer steckt.» Entsprechend regt er sich auf über die Angriffe bürgerlicher Politiker auf das Bundesinventar der schützenswerten Ortsbilder der Schweiz (Isos).

Klar sei für ihn, dass die Bauzonen reduziert werden müssen, um die Landschaft zu erhalten. Verschiedene Abstimmungsergebnisse aus den letzten Jahren zeigten, dass die Mehrheit der Bevölkerung gleicher Meinung sei. Doch alle Vorgaben und Einschränkungen nützten nichts, wenn es ständig Ausnahmen gebe. «In den letzten dreissig Jahren wurde unglaublich viel ausserhalb der Bauzone gebaut», sagt Gantenbein. «Zum Beispiel Stromleitungen, Strassen, Tourismusanlagen sowie Ställe für die Massenhaltung von Hühnern.» Auch dem Ansinnen, vermehrt Maiensässe für den Tourismus umzunutzen, müsse man einen Riegel schieben. «Nicht wegen der Ferienfreude der Romantiker, sondern weil dies den Bau von Zufahrtswegen für die SUV-Karren und Stromleitungen nach sich zieht.» Er gibt sich kämpferisch: «Wer wie ich die Heimat liebt, der muss sich gegen das Bauen ausserhalb der Bauzonen in Berg und Tal einsetzen.»

**Renaissance des Dorfs** — Randgebiete tendierten in den letzten Jahrzehnten zu Überalterung und Entleerung. Mit Freude stellt Gantenbein eine Gegenbewegung fest, ge-

rade in seinem Heimatkanton Graubünden. Er erwähnt als Pionier den Architekten Gion A. Caminada, der Vrin zu einem Bijou gemacht hat mit Wohn-, Gewerbe-, Landwirtschafts- und Kulturbauten. Auch andere Bündner Dörfer und Talschaften seien gut unterwegs. Dies sei das Resultat der vorbildlichen Solidarität in der Schweiz. «Ohne Finanzausgleich, Subventionen und substanzielles Engagement Privater aus dem Unterland sähe es in weiten Teilen der Schweizer Alpen aus wie in den französischen oder italienischen: verlassen, verödet und vergessen.»

Gantenbein wohnt in Fläsch. Die Gemeinde hat für ihre Ortsplanung 2010 den Wakkerpreis erhalten, weil sie geschickt Ortsbilschutz mit baulicher Entwicklung verbindet. Bei jedem Bauprojekt würden Anstrengungen unternommen, die Bauherren vom Wert guter Architektur zu überzeugen. «Das lohnt sich», ist er überzeugt, auch wenn es zu Mehrkosten führen könne. «Und es macht Freude.»

**Es wird enger** — Gantenbein ist überzeugt: «Es gibt genügend Platz für zehn Millionen Menschen in der Schweiz, ohne dass die Landschaft weiter zersiedelt werden muss.» Allerdings müssten sich die Leute mit weniger Wohnfläche zufriedengeben. Ist das nicht illusorisch? «Nein. Bei der Genossenschaft Kalkbreite in Zürich hat man die Wohnfläche pro Person stark reduziert. Trotzdem wollen viele dort einziehen.»

Allerdings handelt es sich bei der Klientel dieser Siedlung um Leute aus einem spezifischen urbanen Milieu, die bewusst auf ein Auto verzichten und die der unausgesprochenen Pflicht nachkommen, vor jeder Volksabstimmung eine Fahne mit der links-grünen Parole ans Fensterbrett zu hängen. Dies ist nicht jedermanns Sache. Gantenbein verweist auf weitere Beispiele auch profitorientierter Investoren. «Vor dreissig Jahren lebten in der Stadt vor allem die drei As, also Alte, Arbeitslose und Ausländer. Wer konnte, zog weg.» Heute sei das anders. «Alle wollen in die Stadt ziehen, wo es enger ist, aber schöner, lebhafter, komfortabler.» Nebst der kleinen Renaissance des Dorfs gebe es die grosse der Stadt.

Gantenbein ist ein grundsätzlich positiv gestimmter Mensch. Auch wenn man ständig auf hässliche Bauten stosse, so sei die Bauqualität in der Schweiz übers Ganze doch recht hoch, bedeutend höher jedenfalls als in Frankreich oder Italien. «Wir haben aber auch erheblich mehr Geld.» Auch die technischen Fortschritte seien gross, gerade was die Klima- und Energieeffizienz betreffe. «Das Ingenieurs- und Architekten-Können für die Klima- und Energiewende ist da», sagt er, «nun soll der politische Wille es mit Raumplanungs-, Bau- und Energiegesetzen zur flächendeckenden Blüte bringen.»



# Aufschrei eines Altstadtopfers

Die Formel E brach wie ein monströser Gewaltakt über Bern herein. Was kommt als Nächstes: Dschungelcamp im Bärenpark? Den Politikern der Stadt ist es zuzutrauen. Von Lukas Leuenberger



Zunehmende Infantilisierung Berns.

Am Anfang gleich das Ende: Es ist Samstag, der 22. Juni 2019, Punkt 21 Uhr. Die letzten der rund hunderttausend Kurzbesucher Berns sind stadtaufwärts abgerauscht, und die ersten Vierzigtonner-Lastwagen – mit polnischen, tschechischen, französischen und britischen Kennzeichen – fahren ein, in die Kramgasse und die Gerechtigkeitsgasse. Wanderarbeiter räumen wieder ab, was sie seit Tagen aufgebaut haben. Ein paar Stunden bloss war sie in Betrieb, die Product-Placement-Arena der Sponsoren. Samstagabend, wenn andere Städte ihre Feste feiern, baut Bern ab. So viel zum Bern-Bezug dieses Formel-E-Events, der glücklicherweise Geschichte ist – was zu hoffen bleibt.

## Vergeblicher Widerstand

Aber was kommt als Nächstes auf Bern zu? Ein RTL-Dschungelcamp im Bärenpark? Traumatisiert werden die Bären dort jetzt ohnehin schon sein, wo doch wochenlang Tag und Nacht über ihren Stallungen gehämmert wurde, zwecks Auf- und Abbau der VIP-Tribüne. Die unangemessenen Kommentare politischer Exponenten zur massiven Kritik an der gigantischen Materialschlacht lassen Böses ahnen. Sie begreifen schlicht nicht, was sie angerichtet haben, wie immens die Irritation in der Bevölkerung nach diesem bengalischen Formel-E-Furz ist. Sie sind entrückt, machen sich lustig über jene rückständigen Bürgerinnen und Bürger, die auf die zunehmende Infantilisierung Berns keinen Bock haben. Woher diese Ignoranz?

Basel hat seine Chemie, Zürich seine Banken, Genf den Rohstoffhandel und die Uno dazu, Luzern hat den Tourismus, Lausanne das IOC und die beste Hotelfachschule der Welt. Und Bern? Dem bleibt die Politik. Dafür gleich dreimal: Bund, Kanton, Gemeinde. Wer mitmacht in Bern, macht das durch Politik. Alles dreht sich um Politik in Bern, Politik ist die Existenzgrundlage dieser Stadt, seit alters her. Daher liegt, wie sonst nirgends in der Schweiz, die Macht allein bei den Politikern. Der Berner, dem Berner bleibt die Ohnmacht, wie im Fall des monströsen Gewaltaktes, der mit dieser Formel-E-Invasion über Bern hereingebrochen ist.

Ein Welanlass sei das halt, meinte der Chef der Berner Gewerbepolizei, als das Gewerbe gegen den brachialen Übergriff protestierte, bei dem die gesamte Altstadt, vom Zeitglockenturm abwärts bis zum Bärengraben kurzerhand zur Sperrzone erklärt wurde – Verkehrsknotenpunkt Nydeggbücke inklusive. Die Berner müssten auch mal zurückstehen, wenn Bern die Chance erhalte, einen Top-Event auszutragen. So plauderten die Politiker. Das war ihre Reaktion auf den vergeblichen Widerstand der Bewohner im Obstberg gegen die komplette Abriegelung ihres Quartiers, als fände hier gerade ein G-20-Gipfel statt.

Nichts an diesem «Top-Event» war von Welt und rein gar nichts daran war nachhaltig, wie stinkfroh behauptet wird. Fünfhundert Tonnen Material sollen von weit her auf Riesen-

lastern hergeschleppt und hier verbaut worden sein. Die werden nun wieder zurückgebaut und weitergeschleppt, nach New York, auf Riesenfrachtern, die mit ihrem Rohöl die Weltluft verpesten. Der Stadtpräsident, der das alles super findet, vergleicht den Gross-Kotz-Anlass gar mit der Euro 08. Entschuldigung?! Egal, ob man für Fussball brennt oder nicht: Die Euro 08 war die offizielle Europameisterschaft der offiziellen Uefa. Und hat im übrigen den Berner Alltag nie beeinträchtigt. Dies hier aber war die rein privatwirtschaftliche Veranstaltung eines findigen internationalen Unternehmens, das sich mit dieser «Formula-E»-Kiste eine raffinierte Marketing-Formel ausgedacht hat: Kohle machen mit einem vermeintlichen Öko-Thema. Auch sinnloser Stromverbrauch ist Energieverschwendung, verkauft sich aber gut. Damit man das den Sponsoren so richtig schmackhaft machen kann und es schöne TV-Bilder gibt, braucht es allerdings gefällige Kulissen für das 45-Minuten-Rennen. Zwei Wochen Aufbau, zwei Wochen Abbau, inklusive einer Woche ÖV-Chaos. Das alles für 45 Minuten Welanlass in der Provinz.

Hier in der Provinz haben die cleveren Unternehmer im Berner Gemeinderat geschmeidige Willensvollstrecker gefunden, die unter autokratischer Umgehung von städtischem Parlament und Bevölkerung das private Autorennen im öffentlichen Raum durchgewunken haben. Ein Bubenstreich ging da offenbar in Erfüllung – ein richtiges Rennen im eigenen Dorf. Und just wie die glatten Lausbuben in Schädelins «Eugen»-Klassiker haben diese Berner Gemeinderäte den Streich ausgeheckt und durchgezogen. Nur was die Leute ordentlich erschreckt, ist ein rechter Streich. Das ist denen auch gelungen, denn niemand wusste etwas Genaues. Bis auf die Formel-E-Fanatiker und die Erlacherhofberichterstatte der *Berner Zeitung*, des *Tele Bärn* und *Berner Bär*, natürlich. Die *Modis* im Gemeinderat, die konnten bei dem Bubenstreich wie Ursula entweder parteiübergreifend mitmachen oder waren untendurch wie Franziska, die den Streich nicht lustig fand.

Die Mitmacher durften dann zum Dank ein paar Stunden mit VIP-Pass im VIP-Bereich gratis und franko essen und trinken, schliesslich sogar bei der Siegerehrung einen unvergesslichen Augenblick lang als *Stapi* und *Vize-Stapi* auf der Bühne stehen – neben echten Siegern. Hat sich doch gelohnt der Streich. Der nächste folgt sogleich. Ausser man wählt die lustigen Lausbuben von Bern ab und wählt an ihrer Statt Frauen und Männer, die sich in erster Linie um Bern kümmern, nicht um Fun. Erwachsene ab achtzehn Jahren haben die Wahl. Auch das nächste Mal.

Lukas Leuenberger ist Theaterproduzent. Er wohnt in der Berner Altstadt.

# Langer Kampf um den Status quo

Weshalb Francis Rossi Chef einer der erfolgreichsten Rockbands wurde – statt den Glacewagen der Familienfirma zu fahren. Eine Begegnung.

Von Mark van Huissing

Purley ist ein Londoner Vorort mit Privatstrassen, teilweise hinter geschlossenen Schranken. Ein Platz für Gut- und Besserverdiener, Führungskräfte von Unternehmen der City, des dreissig Zugminuten oder so nördlich gelegenen Finanzzentrums, mit ihren Familien ohne Zweifel. Pop- oder Rockstars dagegen erwartet man weniger in den von Mauern sowie Hecken umgebenen mittelgrossen Einfamilienhäusern mit ebensolchen Gärten. Berühmtheiten, denkt man, leben zentraler, in schicken Stadthäusern, oder dann richtig zurückgezogen, in Anwesen auf dem Land. Aber kaum in Suburbia.

An einem Vormittag vor einigen Wochen verliess ein älterer Mann mit drahtiger Figur und dünnem Haar das ziemlich neue Haus mit Namen «Greystone», grauer Stein, das genau so aussah. Er ging am dazugehörenden Schwimmbad vorbei und trat in das Poolhaus am Ende des Grundstücks, wo ein Aufnahmestudio und eine Lounge untergebracht sind. Francis Rossi machte zuerst eine Anspielung auf die Herkunft des *Weltwoche*-Fotografen, eines Schotten, der auf ihn wartete: «Darf ich *Jock* sagen? Oder ist das verboten, wie zum pakistanischen Verkäufer im Kiosk *«Paki»* zu sagen?» Danach begrüsst er mich und imitierte, während wir Hände schüttelten, Furzgeräusche. «Oh, entschuldige, ich habe gestern Abend ein Curry gegessen.» Rassismus/ Chauvinismus plus ein wenig britischer *arse humour*. Mit anderen Worten: wenig Überraschendes als erster Eindruck vom Sänger und Gitarristen der Rockgruppe Status Quo.

«Wir waren keine sehr gute Bluesrockband» «Keine zweite Chance für den ersten Eindruck», sagt man. Doch auch: «Der erste Eindruck zählt, der letzte bleibt», zum Glück. Vom 70-Jährigen, der seit 1965 mehrheitlich von seiner Musik lebt – viele Status-Quo-Songs hat er geschrieben oder mit geschrieben –, sind auch feiner gegliederte Äusserungen erhältlich. Vor kurzem ist «I Talk Too Much» erschienen, seine Erinnerungen, die der Autor Mick Wall aufgeschrieben hat. Das Buch ist in meinen Augen lesenswert, wenn es auch im Gegensatz zu sehr guten Musikerbiografien, etwa von Moby, nur selten über die persönliche Befindlichkeit des Erzählers hinausgeht. Ebenfalls im laufenden Jahr brachte Rossi das Duett-Album «We Talk Too Much»

mit Hannah Rickard, einer Geigerin und Sängerin, heraus. Diese Aufnahme sei ihm wichtig, sagt er. Weil er endlich ohne die für Quo-Stücke üblichen Vorgaben arbeiten können. Das Ergebnis, das er als «Country, Pop, *rockish* ... vielleicht» beschreibt, dürfte Fans Freude bereiten. Obwohl es, von mir aus gesehen, nicht an die Qualität herankommt, die etwa Mark Knopfler



Der Schuss musste treffen: Status Quo mit Rossi (l.), 1975.

von Dire Straits mit Emmylou Harris in diesem Musikzweig liefert. Und schliesslich spielt er diesen Sommer fleissig Konzerte mit Status Quo in neuer Besetzung – den 2016 gestorbenen Sänger/Gitarristen Rick Parfitt ersetzt der 33-jähri-

«Wir hatten elf Schlafzimmer, jetzt haben wir ... ja, wie viele eigentlich?»

ge Rhythmusgitarrist Richie Malone –, in der Schweiz am 13. Juli («Sion sous les étoiles») und 20. September (Schupfart-Festival).

Der Sohn italienischer Einwanderer, die Eiscreme herstellten sowie in und um London vertrieben – Nachfahren führen das Geschäft bis heute –, hat es weit gebracht. Er sei der beliebteste Rocker Grossbritanniens (Quelle: seine Plattenfirma). Und von den bisher veröffentlichten 31 Studioalben, mehreren Live-Alben und fast 100 Singles – zu den bekanntesten eigenen Stücken zählen «What You're Proposing», «Down Down» und «Whatever You Want»; ei-

nige Status-Quo-Coverversionen sind vermutlich bekannter als die Originalfassungen: «Rockin' All over the World» oder «In the Army Now» (Quelle: Wikipedia) – hat die Band nach eigenen Angaben weltweit über 118 Millionen Tonträger verkauft. Räumlich dagegen ist Rossi ähnlich standorttreu wie stilistisch, Purley und sein «Greystone»-Haus liegen bloss wenige Kilometer vom Südlondoner Elternhaus entfernt.

Verhältnismässig vielversprechend waren seine Anfänge als Musiker. Das erste Album, «Picturesque Matchstickable Messages from the Status Quo» von 1968, passte zur damals angesagten *psychedelic*-Richtung; für mich ist es das beste Quo-Album bis heute. Er habe damals versucht, Jimi Hendrix zu covern, «doch wir waren keine sehr gute Bluesrockband. Und ich war kein so guter Gitarrist wie Stan Webb oder Peter Green», sagt Rossi und nennt zwei der besten britischen Musiker dieser Zeit. Was er hingegen war: Vater einer Tochter, mit neunzehn bereits. Und Schwiegersohn einer Frau, die fand, «ein Mann, der eine Familie ernähren kann» und «Ich will in einer Rock-'n'-Roll-Band sein» passe nicht zusammen. Darum habe er nur einen *shot* gehabt, einen Schuss, und der musste treffen – andernfalls drohte ein

Arbeitsleben hinter dem Lenkrad eines *ice cream*-Vans mit Rossi-Aufschrift.

Das von ihm angeblich auf der Toilette geschriebene Lied «Pictures of Matchstick Men» – damit die Alte, er wohnte bei den Schwiegereltern, nicht merkte, dass er seinen Plan A weiterverfolgte – wurde so etwas wie ein Hit. Der Erfolg stärkte Rossi, er konnte seine *bandmates* überzeugen – Parfitt, besser- sowie mehr nach Rockstar aussehend und zur Hauptsache bei den Mädchen ankommen wollend, sowie Sänger/Bassist Alan Lancaster, der älter und stärker war und Chef sein wollte, dies immer gemäss Rossi, plus John Coghlan, Drummer und der nette Kerl der Truppe –, dass sie's als Mitbewerber von Cream oder Pink Floyd kaum schaffen würden. Als harte Rocker mit einfachen Drei-Akkordstücken dagegen eine Chance hatten.

An dieser Stelle erscheinen normalerweise die Worte: «Der Rest ist Rockgeschichte.» In diesem Text sogar mit Recht (118 Millionen verkaufte Tonträger, Tausende Konzerte vor Millionen Menschen). Ferner erwähnenswert in Rossi's Story: Frauen, einige. Kinder, noch sechs weite-



«Wenn das bloss nicht so rechtsbürgerlich tönen würde»: Rossi in seinem hauseigenen Studio in Purley.

re, wovon vier im Alter zwischen neunzehn und dreissig oder so noch mit ihm und seiner zweiten Frau Eileen, einer Amerikanerin mit irischen Eltern und Mutter von den drei gemeinsamen Kindern plus einem aus einer früheren Beziehung, in der Villa Greystone leben. Drogen, mehrheitlich Kokain, an konsumfreudigen Tagen vier Gramm; er habe in den 1980er Jahren dafür umgerechnet sechs Millionen Franken ausgegeben, «Snortin' All over the World», stand im *Daily Telegraph*. Alkohol, bis zwei Flaschen Tequila, nächtlich. Seit über zwanzig Jahren lebe er jetzt drogen- und alkoholfrei, sagt er. Den Teil seines hohen Einkommens, der übrig blieb, habe er zwar nicht verbubelt, genug sei dennoch nicht vorhanden, so dass er sein Leben bezahlen könne, ohne zu arbeiten.

Ob die Kosten runterzufahren eine Lösung sein könnte? Das, sagt er und zeigt auf «Greystone», den Pool, die Studio-mit-Lounge-cabana, das sei das Ergebnis von Kosten runterfahren. «Wir hatten elf Schlafzimmer, jetzt haben wir ... Ja, wie viele eigentlich? Sieben, glaube ich.» Ruhestand wäre wahrscheinlich möglich, sagt er. Doch die Welt sei nicht mehr berechenbar. «Ich habe die letzte Krise nicht kommen sehen. Und werde die nächste nicht kommen sehen.» Er sei keiner, der Geld mehren könne. «Ich beherrsche nichts ausser meinem Geschäft.» Alles, was er versucht habe, sei in die Jeanshose gegangen; etwa Beteiligungen an einer Limousinenfirma, einem Hotel, Restaurant und so weiter. Alan, der Starke der Band, der Chef sein wollte und nach Australien zog, nachdem Rossi ihn rausge-

drückt hatte, habe mal gesagt: «Wir sitzen zuoberst auf dem Baum – und haben den weitesten Blick.» Falsch, sie hätten nichts gesehen. Wohingegen ihre Geschäftspartner sofort erkannt haben: «Da kommen ein paar Dumme mit Geld in den Taschen.»

«Regrets, I've had a few / But then again, too few to mention» (Reue? Ein wenig. Aber nicht der Rede wert). Diese Zeilen sang Francis «Frank» Sinatra in «My Way». Und spricht Francis Rossi im Interview. Er sei kein besonders guter Vater gewesen, denke er. Die drei Kinder aus seiner ersten Ehe mit Jean, einer Südlondonerin, seien mehr oder weniger ohne ihn aufgewachsen. «Ich war fokussiert auf meine Karriere», sagt er. Im Grunde müsste man eine Bewilligung haben, um Kinder produzieren zu dürfen, findet er. «Wenn das bloss nicht so rechtsbürgerlich tönen würde.» Er hätte vermutlich keine Bewilligung bekommen. Andererseits habe er sich schliesslich auch zusammengerissen und was erreicht. «Nur weil ich zu einer bestimmten Zeit abgekackt habe, heisst dies nicht, dass ich dich den gleichen Mist machen lasse», sei sein Erziehungsansatz.

#### Zu Hause löst er Kreuzworträtsel

«Bereust du's, Drogen genommen und zu viel gesoffen zu haben?», werde er oft gefragt. Was bedeute, eine bestimmte Menge Alkohol sei in Ordnung, während Drogen immer schlecht seien, nicht wahr? Nein, das sehe er nicht so. «Ich bin sehr gegen Alkohol.» Weil dieser viel mehr Schaden anrichte. Nicht mehr zu trinken, fehle ihm nicht. «Ich bin keine sehr soziale Person.» Er bleibe seit langem lieber zu Hause und löse Kreuzworträtsel. Was er vermisse, ein wenig wenigstens, sei, einen Joint zu rauchen ab und zu.

Sowie auf Tour zu gehen, wenn er zu lange im «Greystone» rumgesessen habe. «Ich mag den Prozess des Liederschreibens und Konzertegebens», sagt er. Seine Angst vor einem Alter in Armut treibe ihn zudem an, sagt er. Der stärkste Anreiz für ihn, *back on the road* zu gehen mit Status Quo, elektrisch verstärkt wie die längste Zeit, nicht akustisch, Pardon, «Aquostic», wie vor ein paar Jahren, seien aber Leute, die sagen, ohne Rick sei die Band nichts. (Rick Parfitt, Gründungsmitglied und ebenfalls Sänger, Gitarrist und Songschreiber wie Rossi, der 2016 starb.) Darauf habe er zu entgegnen: «Willst du, dass ich es versuche?» Er sei diesen Leuten dankbar.

Was irgendwie zu Herzen geht: Francis Rossi, Besitzer und Bewohner eines Hauses mit Namen «Greystone» in Purley in Surrey, beinahe in London, will sich und der Welt noch immer beweisen, dass er's draufhat. Und mit Recht Chef einer der erfolgreichsten Rockbands wurde. Statt sein Leben hinter dem Lenkrad eines *ice cream*-Vans zu verbringen.

Nächste Auftritte von Status Quo in der Schweiz  
13. Juli in Sion: «Sion Sous les étoiles»  
20. September in Schupfart: Schupfart-Festival



## Die Bibel

# Handwerker und Intellektuelle

Von Peter Ruch

**S**ie waren überwältigt und sagten: Woher hat der diese Weisheit und diese Kräfte? Ist das nicht der Sohn des Zimmermanns? Heisst seine Mutter nicht Maria [...]? (Matthäus 13, 54 f.) Die Berufsangabe zu Josef lässt vermuten, dass auch Jesus Zimmermann war. Einige seiner Jünger waren Fischer. Der Apostel Paulus war Zeltmacher. Schon das Alte Testament berichtet von bedeutenden Gestalten, die aus Arbeiterberufen kamen, so David und der Prophet Amos. Fast jedermann übte ein Handwerk aus, und Handwerker konnten zu wesentlichen Stimmen des Geisteslebens werden. Das gilt durch alle Zeiten hindurch. Der Philosoph und Wissenschaftstheoretiker Karl Popper war Schreiner. Ludwig Wittgenstein war Gärtner. Handwerk schliesst höchste Klugheit nicht aus.

Auch das Umgekehrte ist wahr: Intellektuelle können dumm sein. Ein Beispiel dafür ist der am meisten verehrte Intellektuelle des 20. Jahrhunderts, Jean-Paul Sartre. Keine Frage, dass er gute Bücher geschrieben hat. Aber er wollte überdies Welterklärer und Prophet, «Spinoza und Stendhal zugleich» sein. Er wurde zum Medienhelden, liebte den Kommunismus, mischte im Rentenalter bei den Achtundsechzigern mit und besuchte den RAF-Terroristen Andreas Baader im Gefängnis. Als er die Existenz von sowjetischen Konzentrationslagern nicht mehr leugnen konnte, rechtfertigte er sie. Sein politisches Urteilsvermögen verharrte über Jahrzehnte nahe beim Nullpunkt. Gleichwohl war er der verhätschelte Liebling der französischen Elite.

Als er 1951 sein Drama «Le Diable et le bon Dieu» lancierte, gestand ihm die staatliche Theaterschickeria alles zu: beliebige Verschiebungen der Premiere, 19 400 Arbeitsstunden von insgesamt 104 Technikern, Umbauten an den Hebewerken, zwei Kilometer Textilien, eine Tonne Farbe, 90 Kostüme und viel Kostspieliges mehr. Der Kniefall vor dem Herrgöttli Sartre erinnerte ans Ancien Régime. Verhätschelte Staatsintellektuelle gibt's bis heute. Die Bibel hält dagegen: *Der Mensch urteilt nach den Augen, der Herr aber urteilt nach dem Herzen* (1. Samuel 16, 7).

Peter Ruch war Pfarrer in drei Gemeinden.



Versagen auf der ganzen Linie: Spielfilm «Kursk».

## Kino

# Verbrannt im Schmelzofen der Macht

Eine aufwendige europäische Produktion rekonstruiert die Tragödie des russischen Atom-U-Boots «Kursk». Mit dabei ist auch Joel Basman. Von Wolfram Knorr

**A**m 12. August 2000 nimmt das russische Atom-U-Boot «Kursk» an einem Manöver der russischen Nordflotte in der Barentssee teil. Nach mehreren Explosionen geht es rasant unter. Von den weit über hundert Besatzungsmitgliedern können sich zwanzig und Kapitänleutnant Mikhail Averin in einen (noch) nicht unter Wasser stehenden Teil flüchten und auf Rettung hoffen. Ein Übungstorpedo war zu früh aktiviert worden; er sprengte ein grosses Loch in die Aussenwand des U-Boots. Reflexartig behauptete daraufhin die russische Marine, ein US-Schiff habe die «Kursk» gerammt. Später lenkten die Russen zwar ein, waren aber lange nicht bereit, sich von der Nato helfen zu lassen: Ihre Marine besass keine Technik mit kompatiblen Roboterarmen beziehungsweise Rettungsschleusen (wie die Nato), was sich als fatal erwies. Erst nach Tagen nahmen die Russen die Hilfe des «Gegners» an. Zu spät. Präsident Putin musste während der Katastrophe harsche Kritik einstecken. Tagelang äusserte er sich nicht zum Debakel und unterbrach auch nicht seine Ferien am Schwarzen Meer.

Der US-Journalist Robert Moore schrieb über diese aus Inkompetenz, menschlichem Versagen und ideologischer Engstirnigkeit bestehende Tragödie das Buch «A Time To Die». Es diente als Vorlage fürs Drehbuch von Robert Rodat («Saving Private Ryan»). Der Däne Tho-

mas Vinterberg («Festen») verfilmte es mit europäischem Team und europäischer Besetzung. «Kursk» mag gelegentlich an Filme wie «Das Boot» oder «The Hunt for Red October» erinnern, ist aber dem Katastrophen-Genre à la «Chernobyl» zuzurechnen. Die «Kursk» als Menetekel eines Versagens auf der ganzen Linie: militärisch, politisch, sozial. Nicht nur die verzweifelt ums Überleben ringenden letzten lebenden Mitglieder um Kapitänleutnant Mikhail Averin (Matthias Schoenaerts), auch ihre Frauen, Geschwister, Mütter und Väter in ihren Plattenbau-Wohnungen draussen auf dem Festland werden im Stich gelassen. Die einen eingeschlossen in Stahl, die anderen in bewusste Unwissenheit versetzt.

Mit Alltagsidyllen, Kumpaneien und ausgelassenen Festen beginnt «Kursk», ehe es zur Katastrophe kommt und die Einstellungen zwischen der U-Boot-Besatzung und den Angehörigen effektiv zu wechseln beginnen. Die Szenen schliesslich um die russische Admiralität und die Herren der Nato sind gekennzeichnet von eiskalter, alerter, maskenhafter Verbindlichkeit. Der britische Commodore David Russell (Colin Firth) bietet seinem Freund Admiral Grudinsky (Peter Simonischek) schnelle Hilfe an, doch der Admiral wird von seinem Vorgesetzten daran gehindert – Admiral Petrenko (Max von Sydow), ein Monument eingefrorener Süffisanz.

Bei einem Informationsabend mit Angehörigen der «Kursk»-Besatzung sitzt er oben auf der Bühne wie ein eiserner Gast, der längst sein Gewissen im eisigen Schmelzofen des Kreml verloren hat. Diese Szene gehört zu den stärksten.

Vinterberg, der in seinem legendären Erstling «Festen» von einer geschlossenen Familienhierarchie erzählt, die zu brechen fast unmöglich ist, will das komplexe Gefüge eines militärischen Apparats zeigen, der von den unteren Chargen, der Bootsbesatzung über ihre Familien bis hinauf zu den Funktionären der Macht reicht, die den Unfall als Kollateralschaden abuchen. Vinterberg und Autor Robert Rodat lassen keinen Zweifel daran, wem ihre Parteinahme gilt: natürlich den Opfern, die man mit zynischer Selbstgefälligkeit ihrem Schicksal überlässt. Rodat und Vinterberg flechten die Auswirkungen und den Imageschaden fürs Land und für die russische Marine ins Filmge-



Teil der U-Boot-Besatzung: Joel Basman.

schehen ein, was auf Kosten der emotionalen Anteilnahme mit der U-Boot-Besatzung geht. Professionell und effektiv die Katastrophenfilm-Dramaturgie und das beeindruckende Lokalkolorit. Die triste Plattenbau-Stadt, die man buchstäblich aus dem Boden stampfte, ist von beklemmend physischer Präsenz. Zu den Mitgliedern der U-Boot-Besatzung gehören übrigens auch so illustre Mimen wie Matthias Schweighöfer und Joel Basman. ★★★★★

#### Weitere Premiere

**Cronofobia** — Schwer drückt das Gewicht der Welt aufs Gemüt von Anna (Sabine Timoteo). Ihr Mann ist gestorben. Mord? Auf jeden Fall ist die Trauer so schlimm, dass Anna nachts an einen Bahnübergang joggt und ihren Schmerz rausbrüllt. Vor ihrem Haus parkt ein picobello ausgestatteter Van mit Michael (Vinicio Marchioni), einem Privatdetektiv, der sie wahrscheinlich im Auftrag einer Versicherung observiert; andererseits überprüft er auch dubiose Angestellte. Eh wurscht. Die Handlung, viel zu banal, spielt überhaupt keine Rolle. Hier geht's auch nicht um einen Privatdetektiv, sondern um zwei schwer gestörte Individuen. So hat Michael seine Identität komplett verloren, weil sein Beruf es mit sich bringt, ständig neue Identitäten zu verkörpern. Das schlaucht, bis er gar nicht mehr weiss, wer er ist. Um sich Anna nä-



Bedeutungsschwurbelegen: «Cronofobia».

hern zu können, deren empfindsame Seele durch den Tod ihres Mannes komplett wundgeschauert ist, muss er sich mal ein Oberlippenbärtchen aufkleben, mal einen Bart, wie ihn der Ehemann trug, damit sie ihn akzeptierte (vermute ich). «Seine Absichten gegenüber Anna», heisst es in einer Kritik, «bleiben im Dunkeln.» Wie wahr, und das gilt als Leistungsnachweis. Und in einem anderen Text wird schwer gerant: «Poetisch-mysteriöser Film über Liebe, Verlust und Verleugnung.» Genau: Knüpft ein Stoff den Lebensüberdross an keine äussere Bedingung, ist er umso freier im Umgang mit «Poesie», «Mysterium», «Liebe, Verlust und Verleugnung», dem ganzen Katalog an Bedeutungsschwurbelegen.

«Cronofobia», das Erstlingswerk von Francesco Rizzi, signalisiert das schon im Titel. Ein Trauerspiel, dass nach wie vor viele Schweizer Filme gerne im Urschlamm menschlicher Gefühle versinken, wo es keine Gesellschaft mehr gibt, sondern nur noch verselbständigt Leiden. Der Frage, wen solche Schmerzensapostel-Filme noch ins Kino locken sollen, stellen sie sich nicht; sie werden ja subventioniert. Der Kritik ist das auch wurscht. Sie verkriecht sich ins Tiefsinn-Gesülze – und dann jammert die Szene, wenn die Mehrheit lieber in Actionfilme rennt. ★★☆☆☆

#### Knorrs Liste

1	<b>They Shall Not Grow Old</b> Regie: Peter Jackson	★★★★★
2	<b>Red Joan</b> Regie: Trevor Nunn	★★★★☆
3	<b>Tolkien</b> Regie: Dome Karukoski	★★★★☆
4	<b>Rocketman</b> Regie: Dexter Fletcher	★★★★☆
5	<b>Dolor y gloria</b> Regie: Pedro Almodóvar	★★★★☆
6	<b>Avengers: Endgame</b> Regie: Anthony u. Joe Russo	★★★★☆
7	<b>Missing Link</b> Regie: Chris Butler	★★★★☆
8	<b>Long Shot</b> Regie: Jonathan Levine	★★★☆☆
9	<b>The Dead Don't Die</b> Regie: Jim Jarmusch	★★★☆☆
10	<b>Men in Black: International</b> Regie: F. Gary Gray	★★★☆☆

## Jazz

### Turn on the stars

Von Peter Rüedi

Der Pianist Bill Evans (1929–1980) ist ein Musiker, der auch noch vierzig Jahre nach seinem Tod den gegenwärtigen Jazz bewegt. Zu einflussreich war die neue Konzeption des guten alten Pianotrios, die er 1961 mit seinen Partnern Scott LaFaro am Bass und dem Drummer Paul Motian erfunden hatte, einer kurzlebigen Combo, mit der er das Album «Sunday at the Village Vanguard» eingespielt hatte, das fast so sehr zu den epochalen Meilensteinen der neueren Jazzgeschichte gehört wie Bills Zusammenarbeit mit Miles Davis («Kind of Blue»). Evans erfand aus der Verschmelzung von klassischer, spätromantisch-impressionistischer Harmonik und modalen Elementen eine neue Sprache, die ihn zu einem Guru der neuen Innerlichkeit machte, zu einem, der die Standards aus dem «Great American Songbook» durch die Raffinesse seiner neuen Akkordik und *voicings* ins Vieldeutige vertiefte, ohne ihnen ihren emotionalen Aplomb zu nehmen. In seiner Nachdenklichkeit oder gar Melancholie verwandelte er zum Teil triviale Pop-Art in grosse Kunst.

Was dabei zuweilen etwas vergessen geht: Bill Evans war auch ein rasanter Swinger und kantiger Rhythmiker, der die Erfindungen des grossen Bud Powell und auch Lennie Tristano in den neueren Jazz verlängerte. Das eben ist, neben klassischen Evans-Balladen wie u.a. «Stella by Starlight», «My Foolish Heart» oder «Turn out the Stars», eine Erfahrung, die anhand eines Live-Mitschnitts vom Dezember 1969 aus dem Londoner Klub «Ronnie Scott's» zu machen ist. Die Bootleg-Aufnahmen eines anonymen Fans, in erstaunlicher Qualität von Resonance Records erstmals veröffentlicht, wurden so sozusagen nobilitiert. In Gesellschaft seines damals neuen Trios mit Eddie Gomez am Bass und Marty Morell an den Drums (es war das langlebigste seiner Laufbahn) lernen wir einen hochenergetisch geladenen, scharf phrasierenden Evans kennen (der zu der Zeit vorübergehend auch seine Heroinabhängigkeit überwunden hatte). Selbst seinen eigenen Klassiker «Waltz for Debby» geht er (vorsichtig gesagt) in doppelt bis dreifachem Tempo an. Keine Nachtmusik für die romantischen Anwendungen höherer Töchter.



Bill Evans in England.  
Resonance Records HCD-2037



Thiel

## Beim Coiffeur

Von Andreas Thiel

**Kundin:** Also, langsam geht mir die ewige Leier von der angeblichen Lohnungleichheit auf den Geist. Ich kenne keine einzige Frau, die schlechter bezahlt wird, bloss weil sie eine Frau ist. Oder werden bei Ihnen die Coiffeusen schlechter bezahlt als die Coiffeure?

**Coiffeur:** Nein, bei uns haben alle den gleichen Lohn.

**Kundin:** Mittlerweile wird uns Frauen schon an jeder zweiten Strassenecke ein Flugblatt in die Hand gedrückt, mit welchem man uns verkünden will, wir würden unterdrückt und ausgebeutet, wir seien die Verliererinnen der offenen Gesellschaft, die Opfer der Freiheit.

**Coiffeur:** Als ob die ganze Emanzipation gar nie stattgefunden hätte.

**Kundin:** Ich will mich doch nicht dauernd und überall als Opfer fühlen müssen, bloss weil ich eine Frau bin.

**Coiffeur:** Ja, und das im 21. Jahrhundert, das wäre absurd.

**Kundin:** Ich kann ja auch nichts dafür, dass ich als Frau nicht diskriminiert werde. Aber wenn ich nicht diskriminiert werde, dann werde ich nicht diskriminiert. Es tut mir ja leid für all diese Opferpriester. Ich weiss, dass viele Politiker nicht ohne Opfer auskommen. Opfer sind Wähler. Dass die Wählerinnen dieser Opferpriester dabei Opfer eines Opferkults werden, entbehrt nicht einer gewissen Ironie.

**Coiffeur:** Ja, das ist gerade das Verrückte an der Politik.

**Kundin:** Sogar der Bundesrat und die Bundesämter wollen uns Frauen mittlerweile weismachen, wir seien Opfer kolossaler gesellschaftsgenetischer Gemeinheiten.

**Coiffeur:** So, dann zeige ich Ihnen Ihre neue Frisur mal im Spiegel.

**Kundin:** Wunderbar, das haben Sie sehr schön hingekriegt. Was kostet der Haarschnitt?

**Coiffeur:** 150 Franken.

**Kundin:** Seltsam, mein Mann hat den gleichen Haarschnitt wie ich, aber wenn er zum Coiffeur geht, dann zahlt er höchstens die Hälfte.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

## Perfekte Überraschung

Die Berner Stadtheilige im Chalet Muri, neuer Besitzer des Café «Höschgasse», Intendant Aviel Cahn auf Besuch im Opernhaus.

Von Hildegard Schwaninger

**C**laudio Righetti ist Spezialist für Brand-Marketing, und der Brand, für den er am leidenschaftlichsten kämpft, ist seine Heimatstadt Bern. Im Chalet Muri, seiner kreativen Wirkungsstätte seit 33 Jahren, setzt er sich für Berns gesellschaftliche Positionierung ein, indem er regelmässig (viermal im Jahr) Empfänge veranstaltet, an denen es kulturell zugeht und das gesellige Zusammensein gepflegt wird. Er hat jeweils einen prominenten Gast. Da kommen dann Gäste, die denken, Zürich oder Genf sei die Hauptstadt der Schweiz. Dank Righetti lernen sie, dass dem nicht so ist. **Ursula Andress** ist Righettis ganz persönliche Stadtheilige; die beiden sind gute Freunde, und da die Andress gerade in Gstaad war, kam sie beim letzten Cocktail-Empfang schnell vorbei (wobei sie nur Orangensaft trank). Die Überraschung war perfekt.

Stargast war **Amanda Lear**, eine Art Universalkünstlerin. Sie singt, schauspielert, malt und war einst Dalís Muse. Sie zeigte ihre Bilder – und mit ihr war ein Talk geplant: über «Inspiration, Kreativität, Extravaganz, das Leben mit Salvador Dalí und ihre grosse Liebe – die Malerei». Doch es war so brütend heiss, dass der Talk ins Wasser fiel respektive auf gefühlte zwei Minuten verkürzt wurde. Die Hitze war ein Thema: Amanda Lear, die mit dem Zug aus Paris angereist war, hatte einen, wie sie sagte, «Horrortrip» – zwei Stunden Verspätung im

Wagen ohne richtige Klimatisierung. Vielen Gästen aus Zürich ging es nicht besser: Sie strandeten – wegen überhitzter Geleise – in Biel. Unter den Gästen sah man auch **Michael von der Heide**.

Claudio Righetti wird nächstes Jahr – stets seine Vision Kampf pro Bern im Auge – wieder eine «Gala de Berne» veranstalten. Und er plant (damit niemand mehr eine Ausrede hat, Righettis Einladung auszuschlagen) einmal im Jahr einen «Chalet Muri»-Anlass in Zürich. Der erste findet am 13. November 2019 statt. Wo, ist noch geheim.

**D**as Café «Höschgasse 33» wurde von der früheren Haute-Couture-Schneiderin **Dominique Marcus** gegründet. Jetzt hat sie es verkauft. Was die blonde Gastronomin und Ex-Polospielerin in Zukunft macht, ist noch offen. Neuer Besitzer ist **Matthew Witt**, dem das «La Zoupa» an der Torgasse gehört. Der Kanadier aus Ottawa, der eine Frau und zwei kleine Kinder hat, nennt das Lokal «Maison Höschgasse 33»; er möchte das Angebot etwas erweitern – am Mittag vier Menüs zur Auswahl und am Nachmittag Kuchen. Dominique Marcus hat – aus Verzweiflung über den Personalmangel in der Gastronomie – selber gekocht, und da gab es nur ein Menü. Das wird Witt (laut eigenen Angaben ein Cousin zweiten Grades von Eiskunstlaufstar **Katarina Witt**) per sofort ändern. Dominique



Fast verliebt

## Schön trinken

Von Claudia Schumacher

**N**immt bei Ihnen der Alkoholkonsum im Sommer auch zu? Ich finde: Ein Aperol Spritz funkelt in der Sonne doppelt schön, ein kühles Feierabendbier erreicht am warmen Sommerabend den geschmacklichen

Höhepunkt. Das Leben wird geselliger, man trifft sich häufiger noch abends mit Freunden draussen – und ist man Single, wird auch wieder mehr gefirtet, heftiger gefeiert... Sommer, Alkohol, Liebe treten gerne gemeinsam auf.

Interessant finde ich, was der Alkohol mit der Liebe macht. Als soziales Schmiermittel kann er sowohl Fluch als auch Segen sein. Wer einfach gerne den Sommer über in verschiedenen Betten schlafen mag, der kann seine One-Night-Stand-Dichte mit Alkohol natürlich beträchtlich erhöhen. Nichts demokratisiert die Menge stärker als das vierte Glas Wein. Als man ankam, gefiel einem niemand. Aber dann, nach ein paar Gläsern... wow! Was für ein Abend. Tolle Menschen! Und alle so hübsch... Jedenfalls: Es paart sich deutlich unbefangener, wenn man einen sitzen hat.

Womit wir beim Problem wären. Es soll ja Menschen geben – angeblich eher Frauen –,



Prominenz in Bern: Address, Righetti, Lear (v.l.).



Offene Zukunft: Dominique Marcus.



«Gerstelova»: Maximova (l.), Gerstel.

Marcus lud letzte Woche zur «Uustrinkete». Viele Stammgäste kamen: vor allem Männer, die nach der Arbeit (falls sie noch arbeiten) gern eins trinken und die Frauen beobachten (und kommentieren), die in ihren schnittigen Cabrios vorbeifahren.

**A**viel Cahn, ab September Intendant des Grand Théâtre de Genève, sass im Zürcher Opernhaus in der Vorstellung «La forza del destino». Erstens, weil die Frau seines besten Freundes Teddy Gerstel ihr Debüt am Zürcher Opernhaus gab: Die Mezzosopranistin Elena Maximova sang erstmals am Opernhaus (in Zürich sang sie bisher einmal: im Verdi-Requiem in der Tonhalle), sie ist mit dem Opernagenten Teddy Gerstel verheiratet. Familienintern nennt man die aus Perm (Russland) stammende Künstlerin, die zum festen Ensemble der Wiener Staatsoper gehört, «Gerstelova». Gerstel und Aviel Cahn sind Schulkollegen, beide sind 44 Jahre alt. Der Zürcher Aviel Cahn hat sich an der Oper von Antwerpen, der Vlaamse Opera, wo er zehn Jahre tätig war, mit einem profilierten, innovativen Programm in die obere Liga des internationalen Intendanten-Karussells kapultiert. In Antwerpen hat er noch zwei «Macbeth»-Vorstellungen, dann geht es ab nach Genf. Der zweite Grund, warum er «Die Macht des Schicksals» besuchte, war der Tenor Yonghoon Lee, den er sich anhören wollte. Der junge Koreaner singt demnächst in Genf den Radamès in der «Aida».

#### Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)

die sich schon beim ersten Mal verlieben. Menschen, die Sex und Liebe nicht trennen können. Zu denen gehöre leider ich. Deshalb eigne ich mich nicht für One-Night-Stands – die gehen bei mir zwangsläufig in einer Beziehung auf. Und dann hänge ich da manchmal jahrelang drin! Alkohol kann eine böswillige Kupplerin sein. Gehe ich meine Liebesbiografie unter Berücksichtigung der Alkoholmenge durch, die ich im Paarungsmoment intus hatte, wird Erstaunliches aktenkundig: Alle Ex-Freunde, die ich mir echt hätte sparen können, habe ich erst ziemlich beschwipst geküsst. Handkehrum kamen alle Beziehungen, von denen ich heute noch sage: «Doch, das war's wert», in Situationen zustande, in denen ich nichts oder nur wenig getrunken hatte.

Die verrückteste Fehlpaarung durch Alkohol passierte mir vor einigen Jahren im Sommer, als

ich eine Reportage über den Spring Break in Florida machte, das Bacchanal der US-Studenten. An einem Abend stürzte ich mich ins Partygetümmel, und ein Student kam immer wieder zu mir. Jedes Mal liess ich ihn abblitzen. Wir waren komplett verschieden. Dass wir nicht zusammenpassen würden, sah jeder Blinde. Aber dann hatte ich ein paar Bier getrunken. Und er kam noch mal. Was folgte, war ein Sommer mit Jachteinbruch, Liebesgedichten, Steinwürfen, Rettung durch Küstenwache, Herzbruch. Einige Monate später waren wir beide reif für die Reha.

So einen Wahnsinn einmal erleben – warum nicht? Aber einmal reicht auch. Und man ist im besten Fall nicht älter als 25. Falls Sie diesen Sommer also Liebe suchen, treffen Sie sich doch vielleicht zuerst mal tagsüber. Auf einen Kaffee.



## Unten durch Pressen

Von Linus Reichlin

**A**us weiblicher Sicht ist es völlig unverständlich, warum viele Männer (nicht alle, nur die besten) gern Lektüre mit aufs WC nehmen oder dort bereits einen Stapel französischer Gesellschaftsromane aus dem 19. Jahrhundert liegen haben oder – was wahrscheinlicher ist – irgendein Heftli. Früher war «Asterix und Obelix» beliebt, weil man sich die immer wieder anschauen kann: Das passt zum Vorgang des Kackens, der ja auch immer wieder stattfindet – als ob man nicht schon nach einem Mal begriffen hätte, um was es geht! Aber die Tendenz der Natur zur sinnlosen Repetition ist ein anderes Thema. Jedenfalls sind die Frauen, was diese spezielle Angelegenheit betrifft, viel pragmatischer und, wenn man so will, unromantischer: Wenn sie müssen, gehen sie rein und bleiben nur so lange wie nötig. Die Männer hingegen geraten, kaum sitzen sie auf der Klobrille, in einen kontemplativen Zustand, der an die spirituellen Ratssitzungen der alten Druiden erinnert. Ein Mann auf der Toilette ist ein Eremit, ein Mönch auf Zeit, ein Prophet in der Wüste, der der Welt entsagt. Das grosse Geschäft mag schon längst in der Schüssel liegen (eine Frau würde jetzt gehen), doch der Mann beachtet den Kot gar nicht, ihm geht es um etwas anderes: Er will zur Ruhe kommen. Verweilen. Er will lesen, nachdenken, allein sein.

Wenn ein neuer Gott auf der Suche nach Anhängern einem Mann erscheinen würde, dann jetzt, hier auf der Toilette, hier wäre der Mann am empfänglichsten für die göttlichen Botschaften. Er würde dem Gott eine Stunde lang zuhören, ohne es als Zeitverschwendung zu empfinden, denn die auf der Toilette verbrachte Zeit empfindet der Mann stets als sinnvolle Musse. An dieser Stelle wird von Frauen meist die Frage gestellt, ob die Männer während ihrer endlosen Sitzungen eigentlich zwischendurch spülen oder ob sie die ganze Zeit über ihrem Zeug hocken. Die Wahrheit liegt wie immer in der Mitte. Es hängt natürlich auch von der verwendeten Hardware ab: Hat man ein Tiefspül-WC, kann man schon mal zwanzig Seiten Stephen King lesen, ohne zu spülen. Bei einem Flachspül-WC empfiehlt sich das weniger. Der

>>> Fortsetzung auf Seite 64

seit Ende des Zweiten Weltkriegs zu beobachtende Siegeszug des Tiefspül-WCs in Mitteleuropa könnte zur Annahme verführen, dass die Männer vor dem Zweiten Weltkrieg genauso ruck, zuck, zack, zack rein in die Toilette, raus aus der Toilette gingen wie die Frauen. Doch wir wissen, dass die römischen Männer der Antike stundenlang auf der Latrine zubrachten und miteinander plauderten. Sicherlich hätten auch sie lieber gelesen, aber die Comic-Hefte und Sportmagazine der cäsarischen Zeit wurden auf Pergamentrollen gedruckt, und es war sehr unbequem, diese unhandlichen Rollen auf der Latrine zu lesen. Kämpferische Frauen können darüber nur lachen. Sie halten historische Fakten für Fake News, mit denen die Männer versuchen, ihre exzessiven Toilettenaufenthalte als uralte Tradition hinzustellen, obwohl der wahre Grund Faulheit ist. Sie werfen ihren Männern vor, dass sie sich in der Toilette einbunkern, um den Müll nicht runterbringen zu müssen.

Und wer putzt am Schluss die Toilette? Laut einer Studie in 74 Prozent aller Haushalte sie, die Frau. Aber diese im wahrsten Sinne des Wortes Scheissstudie beantwortet nicht die Frage, warum es besser sein soll, den Müll runterzubringen, als zwanzig Minuten auf der Toilette zu sitzen und eine Sportzeitschrift zu lesen, bei deren Lektüre man mehr lernt als beim Müllruntertragen. Ebenfalls könnte man einwenden, dass die Frauen, wenn sie länger auf der Toilette sitzen würden, gar keine Zeit hätten, sie zu putzen. Auf die immer wieder geäusserte, männerfeindliche Warnung der Darmärzte, dass lange Sitzungen Hämorrhoiden begünstigen, will ich gar nicht eingehen: Hier wird das Ei mit dem Huhn verwechselt. Männer pressen nicht, das haben wir nicht nötig: Wir blättern um!

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



## Wein

# Wider des Gedankens Blässe

Von Peter Rüedi

Von wem das berühmte Zitat stammt, ist ungewiss. Ob, wie weit herum angenommen, von Churchill oder gar von Goebbels, ist in diesem Zusammenhang unerheblich. «Ich glaube nur Statistiken, die ich selbst gefälscht habe» eignet jedenfalls eine höhere Wahrheit, selbst wenn sie von Hitlers Propagandaleiter stammen sollte, der jedenfalls ein Spezialist war in der Manipulation von Statistiken. Um auf weniger prekäres Terrain zu wechseln: Von verlässlicher Art ist jedenfalls die Statistik, die Peter Keller jährlich in der *Schweizerischen Weinzeitung* skrupulös zusammenstellt. Sie dokumentiert die Weinimporte in die Schweiz. Die haben 2018 zwar um 6,3 Prozent beim Rotwein und um 2,5 Prozent beim Weissen abgenommen, und der Gesamtimport von knapp 150 Millionen Litern ist der geringste der letzten zehn Jahre. An der Hierarchie unter den grossen Importeuren ändert das jedoch nichts. Denner bleibt Nummer zwei, Marktführer ist Coop. In grossen Verkaufsstellen hält Coop ein Sortiment von bis zu 900, über Coopathome und

Mondovino gar eines von bis zu 1800 Weinen präsent. Vom Grossisten und Massenanbieter mit Schwerpunkt im Tiefpreissegment kann also trotz des imposanten Gesamtvolumens keine Rede sein. Coop ist beim Wein vielfältigster Grossist mit breitem Angebot bis in die oberen Etagen. Das zeigt sich auch darin, dass der Grossverteiler über seine Tochterfirma Transgourmet in jüngster Zeit kleinere Kompetenzzentren übernommen hat, den Spanien-spezialisten Casa del Vino (2016), die Traditionsfirma Riegger (2017) und den nicht weniger renommierten Tessiner Produzenten und Italienimporteur Zanini Vinattieri (2018).

Doch zur Sache, und die beweist sich nicht in wie auch immer honorigen Statistiken, sondern auf der Zunge. Von den 27 Châteauneuf-du-Papes, die Mondovino aufführt, wählen wir den mit dem schönen Namen «Terra Amata». Das ist, wie zu vermuten stand, eine Eigenmarke von Coop, zu einem angenehmen Preis, abgefüllt in Pratteln; der Name des Offenweinflieferanten bleibt im Dunkeln, aber er ist jedenfalls ein Bio-Produzent, und zwar einer von der Sorte, die in erster Linie auf Qualität achten und nicht auf Weltanschauung. Das zählt, der Wein schmeckt, auch mir, der ich mich nicht partout zur Gemeinschaft der Bio-Gläubigen zähle, an mir allerdings zunehmend eine Tendenz zum Konvertiten feststelle. Ausgelöst etwa durch diese elegante Cuvée aus Grenache, Mourvèdre und Syrah, eine intensive und würzige Komposition aus Noten von Kirschen, Cassis, Veilchen, sehr zugänglich, mit einem erdigen Unterzug und pfefferigen Glanzlichtern, ausgebaut in grossem Holz – ein pures, von keines Gedankens Blässe angekränkeltes Trinkvergnügen.

Naturaplan Bio-Châteauneuf-du-Pape Terra Amata 2017. 14%. Coop, Pratteln. Fr. 21.95. [www.mondovino.ch](http://www.mondovino.ch)



## Salz & Pfeffer

# Aus Küche und Forschung

Von David Schnapp

Von einem grossen Koch habe ich gelernt, dass es in einem Restaurant nicht zwingend darum gehen muss, köstliches Essen zu servieren. Es gibt Beispiele weltbe-

rühmter *chefs*, die eher der Drang antreibt, mit Forschergeist kulinarische Expeditionen zu unternehmen, wie René Redzepi («Noma»), Massimo Bottura («Osteria Francescana») oder Andoni Luis Aduriz («Mugaritz»). Sie gehören zu den innovativsten Handwerkern ihres Fachs.

Der junge Aargauer Sven Wassmer, 32, gehört für mich in diese Kategorie Köche. Letzte Woche durfte ich einem Vor-Eröffnungs-Dinner seines neuen Restaurants «Memories» im «Grand Resort Bad Ragaz» beiwohnen. Ein Lokal mit offener Küche, die nahtlos in den Gasträum übergeht, wie man es hierzulande noch nicht gesehen hat.

Es würde Wassmer und seinem hochtalentierten Team nicht gerecht werden, jetzt schon über die Qualität der neun servierten Gänge abschliessend zu urteilen. Aber es lässt sich erahnen, in welche Richtung es gehen wird. Fest steht: Sven Wassmer kreiert eine ganz eigene Geschmackswelt, ein faszinierendes Panopti-

kum von meist regionalen Zutaten aus den Alpen, innovativen Zubereitungsmethoden und faszinierenden Geschichten rund um Produzenten und Köche.

Das ist der Punkt, wo Köche wie Redzepi oder Wassmer die Balance finden müssen: Schmeckt das Gericht auch, wenn man die Augen schliesst und kein historisches Kurzreferat zur Karotte hört? Wenn einem niemand erklärt, wer dieses oder jenes Wildkraut wann wo gesammelt hat?

Mit Sicherheit wird «Memories» ein aussergewöhnliches Restaurant werden, wo man in einer einmaligen Atmosphäre Gerichte isst, die man so nirgendwo sonst in der Schweiz essen kann. Ich werde es deshalb demnächst wieder besuchen.

Memories, «Grand Resort Bad Ragaz», Bernhard-Simon-Strasse, Bad Ragaz. Tel. 081 303 30 36. Sonntags und montags geschlossen. David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.





Auto

## Die Vorfahrt

In Bad Ragaz eröffnet ein vielbeachtetes Restaurant. Ein guter Grund für eine Reise im Mercedes-AMG GT C Roadster. *Von David Schnapp*

Zu den prestigeträchtigsten Sportwagen gehört die GT-Serie von Mercedes-AMG. Die Zweisitzer sind kompromisslos genug, damit sie eine unwiderstehliche Aura des Aussergewöhnlichen umgibt. Sie bewegen sich dabei qualitativ und leistungsmässig auf einem so hohen Niveau, dass auch der sportliche Einstandspreis akzeptiert wird. Und drittens und vor allem sind sie sehr schön zu fahren.

Letzte Woche war ich eingeladen zu der Voröffnung des Restaurants «Memories» des Spitzenkochs Sven Wassmer im «Grand Resort Bad Ragaz». Wassmer, selber Mercedes-Fahrer, hat eine faszinierende alpine Küche entwickelt (siehe Seite 64), bei der insbesondere die Suche nach dem besten Produkt eine wichtige Rolle spielt. «Es ist ein Stück weit vergleichbar mit einem Auto, bei dem nur die besten Einzelteile gut genug sind», sagt er. Bei Mercedes haben sie diese Philosophie auf eine einprägsame Zeile verdichtet: «Das Beste oder nichts».

Für die Fahrt nach Bad Ragaz und ein paar andere Fahrten mehr stand mir der AMG GT C

zur Verfügung – in der Roadster-Variante, die eine ausgezeichnete Balance zwischen vernünftigem Cruisen und ambitionierter Dynamik hält. Mit dem GT C lässt es sich wunderbar und entspannt über Land kurven, und auch wenn fast alles an diesem Auto danach ruft, es so schnell wie möglich anzugehen, fuhr ich gerne einfach so schnell wie nötig.

Das Cockpit ist eine faszinierende, hochtechnisierte Kulisse aus Bildschirmen und Tasten, die eigentliche Mini-Bildschirme sind. So gibt es Schalter am Lenkrad, die auf Knopfdruck ihr Aussehen verändern und andere Funktionen abrufbar machen: das Öffnen der Klappen der Sportabgasanlage etwa oder das Umschalten von automatischer auf manuelle Schaltung. Das ist schon nach kurzer Zeit intuitiv nutzbar, Ingenieure und Gestalter scheinen sich hier recht gut verstanden zu haben.

Zum brummelnden, grollenden, aber nie unangenehm vorlauten Sound des V8 mit vier Litern Hubraum, Doppelturbo und immerhin 557 PS durch das Prättigau und dem Walensee

entlang zu reisen, schien mir in diesem Moment alternativlos zu sein, wie man heute so schön sagt. Und um zwischen komfortablem Vorankommen und sportlicher Gangart zu wechseln, genügt ein Dreh an einem der erwähnten Bildschirmschalter am Lenkrad. Schon im Modus «Sport+» wird aus dem sportlich-komfortablen GT C ein Auto mit einer ziemlich dynamischen Grundaggressivität. Es gibt dann noch ein Fahrprogramm namens «Race», aber für alles gibt es die richtige Zeit.

Sobald ich das Ortsschild von Bad Ragaz passiert hatte, schaltete ich zurück in den entspannten Modus «C» wie «Comfort». Der Voiturier, dem ich bald darauf den Schlüssel für den GT C übergab, schien sich aufrichtig auf die 400-Meter-Fahrt zu freuen, die er wohl von der Hotelvorfahrt bis in die Tiefgarage vor sich hatte. Völlig zu Recht, in diesem Mercedes-AMG lohnt sich jeder Meter.

### Mercedes-AMG GT C Roadster

Leistung: 557 PS / 410 kW; Hubraum: 3982 ccm  
Max. Drehmoment: 680 Nm (bei 2100 bis 5500 U/min)  
Beschleunigung 0–100 km/h: 3,7 sec  
Verbrauch: 12,4 l/100 km  
Höchstgeschwindigkeit: 317 km/h  
Preis: ab Fr. 206 600.–



Tamaras Welt

## Trump-Story ohne Brisanz

Wem soll man glauben? Die Frage stellt sich jedes Mal, wenn Frauen prominenten und mächtigen Männern sexuelle Übergriffe vorwerfen. Aber spielt es überhaupt eine Rolle? Von Tamara Wernli

Viele Anhänger der #MeToo-Bewegung fordern, dass man Erzählungen von Frauen über sexuellen Missbrauch anstandslos glauben und keine Fragen stellen sollte. Sie gehen davon aus, dass Menschen – nein, falsch, sie *wollen* davon ausgehen, dass Frauen stets die Wahrheit sagen. Das tun sie selbstverständlich nicht. Frauen können, genau wie Männer, lügen, täuschen, manipulieren, verschlagen und grausam sein.

Wenn Vorfälle viele Jahre zurückliegen, gibt es kaum mehr Spuren oder Zeugen. Dass Opfer von sexualisierter Gewalt manchmal Jahre über einen Vorfall schweigen, ist nachvollziehbar. Lady Gaga hat einmal in der «Late Show» mit Stephen Colbert gesagt: «Das Hirn ändert sich. Es nimmt das Trauma, stellt es in eine Kiste und sperrt es weg, so dass wir den Schmerz überleben können.» Irgendwann könne man durch ein Ereignis getriggert werden und dadurch sein Schweigen brechen.

Ob und wodurch E. Jean Carroll getriggert wurde, ist nicht bekannt. Jetzt aber spricht sie, nach über zwei Jahrzehnten – und könnte sie nur einen realen Beweis für ihre Geschichte liefern, besässe sie Sprengkraft. So aber ist es irgendwie halt einfach eine Story mehr, leider. Leute stumpfen ab. Es tritt das Gegenteil ein von dem, was #MeToo bewirken sollte: Jeder neuen, unbewiesenen Anschuldigung, die vor langer Zeit stattgefunden hat, zu einem bestimmten Zeitpunkt an die Öffentlichkeit getragen wird und aus Mangel an Beweisen wohl ungeklärt bleiben wird, schenken weniger Menschen Gehör. Die Bereitschaft hinzuhören hat sich irgendwann erschöpft, die Anteilnahme schlägt bei manchen sogar um in Antipathie.

Die 75-Jährige sagt, Donald Trump habe sie vor 23 oder 24 Jahren, sie weiss es nicht mehr

genau, sexuell missbraucht. Es sei in einem Kaufhaus geschehen, sie habe ihn bei einem Body beraten, habe scherzhaft gemeint, er solle das Teil selbst anprobieren, sie waren in einer Umkleidekabine, in die sie mit ihm freiwillig hineingegangen sei. Trump habe sie dann gegen die Wand gedrückt, ihre Strumpfhosen heruntergezogen und «seine Finger in meine private Zone gedrängt, seinen Penis halb eingestossen – oder ganz, ich bin mir nicht sicher» (*New York Times*). Sie konnte fliehen. Carroll erzählt von dem Vorfall in verschiedenen US-Shows, auf dem Cover des *New York*-Magazins ist sie abgebildet, wie sie sagt, in demselben Mantel, den sie bei dem Angriff getragen habe. Trump weist die Vorwürfe zurück.

Ich bin kein Trump-Fan. Ich halte ihn für keinen selbstbesessenen, teilweise rücksichtslosen, auch gespenstischen Zeitgenossen. Sein «Grab them by the pussy» ist Beweis genug für eine despektierliche Haltung gegenüber Frauen, und schon alleine deswegen scheint die Vorstellung eines Donald Trump, der vor zwei Jahrzehnten gewaltsam Sex erzwingen wollte, nicht völlig unrealistisch. Es ist allemal einfacher, diesen Mann als Täter zu sehen, als die Aussagen der Frau anzuzweifeln. Und trotzdem: Ich weiss nicht, ob ich ihren Anschuldigungen glauben soll.

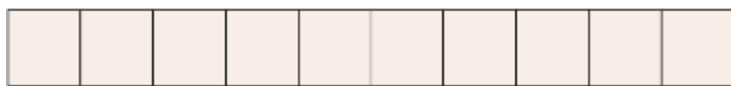
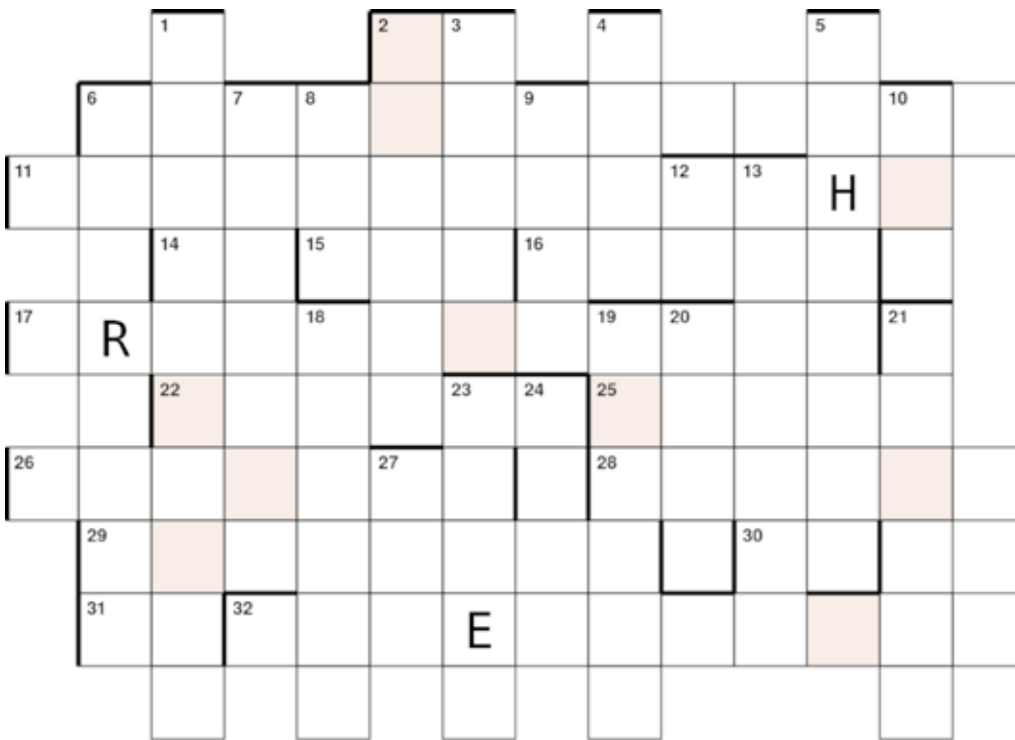
Carroll ist eine Art Ratgeber-Ikone aus den Neunzigern, seit 1993 schreibt sie bei *Elle* eine Kolumne. Tausende Frauen haben ihre Texte gelesen, sie um Rat gefragt. «Wenn immer möglich, ringe dich durch und melde es sofort der Polizei. Egal, wie schwierig es in dem Moment ist, später wird alles noch schwieriger.» Wahrscheinlich wäre das die Empfehlung, die sie jemandem nach einem sexuellen

Übergriff geben würde – meine wäre es. Die gewiefte Schreiberin aber ging nach dem Vorfall nicht zur Polizei, schloss sich vor zwei Jahren auch nicht den Frauen an, die Trump damals öffentlich des sexuellen Übergriffs bezichtigten. Stattdessen schrieb sie ein Buch: «What Do We Need Men For?» Rein zufällig kommt es Anfang Juli auf den Markt.

Als eine CNN-Moderatorin sie fragte, was genau sie mit ihrer Geschichte erreichen wolle, da sie ja «offenbar daran interessiert sei, Bücher zu verkaufen», fällt ihr Carroll ins Wort: «Ich will die Kultur ändern.» Die Art, wie wir Frauen sähen. Im CNN-Interview mit Anderson Cooper sagt sie über diese Kultur etwas ziemlich Verworrenes: «I think, most people think of rape as being sexy» – die meisten Leute denken, Vergewaltigung sei sexy. Laut der US-Website *Newsbusters* haben die Sender ABC, CBS und NBC in ihrer Berichterstattung über besagtes Cooper-Interview diese Bemerkung von Carroll, die nicht wirklich zu ihrer Glaubwürdigkeit beiträgt, ausgelassen. Verwunderlich ist das nicht, Anti-Trumpness gehört zum guten Ton; die üblichen Trump-Hater wie Schauspielerin Rosie O'Donnell verdammen den US-Präsidenten mit dem ekelhaften Hashtag #Trumprapes via Twitter.

Anschuldigungen wegen sexuellen Missbrauchs müssen ernst genommen werden. Und es ist legitim, sich auch ohne Beweise eine Meinung zu bilden – es liegt in unserer Natur, dass wir von emotionsgeladener Parteilichkeit ergriffen sind und Dinge glauben, die uns als sehr wahrscheinlich erscheinen – oder einfach, weil wir sie glauben wollen. Nur hat eben auch eine verhasste Person das Recht auf Anhörung und einen Prozess – und ich bin überzeugt, dass es möglich ist, einem mutmasslichen Opfer zuzuhören und gleichzeitig Beweise abzuwarten –, bevor man sich öffentlich zum Scharfrichter erhebt. Anteilnahme und Zweifel schliessen sich nicht per se aus. Bei diesem Fall kann man nur auf eine Untersuchung hoffen.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.  
Aktuelles Video auf [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)

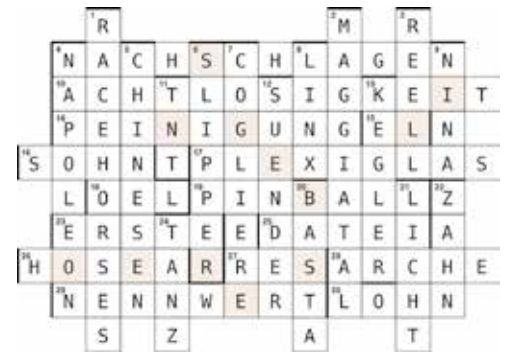
**Lösungswort** — Pyjama

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — **2** Gepunktet nachchristlich, gesprochen leb wohl. **6** Kategorisch für den, der gesungen meiner  $\Rightarrow$  dreieckig und Kontraposition erfüllt. **11** Ehcstuk: Auge um Auge oder eher Verbalinjurie für Verbalinjurie. **14** Pronomen und Protagonist von Kings Prosatext. **15** Die schöne Waliserin, ist kultig in Mali. **16** Selbst mit guter macht Prahler meist eine schlechte. **17** Sie ist traditionell oval für den Oster- und rund für den Weihnachtsbaumanhang. **22** Depp wird nach Punktegewinn zu diesem Verankerungshelfer. **25** Auch eingangs elevata Stätte der Hingabe. **26** Merkmal von Prokaryoten und parthenokarpen Traubensorten. **28** Sie ist nur noch wörtlich auf Mister angewiesen und nimmt ihr Schicksal in die eigene Hand. **29** Jom Kippur, Kreplach und Dustin Hoffman sind's. **30** Verneint vor- und verweiblicht nachgestellt. **31** Fehlt Entenhausener Pechvogel zum Fast-Food-Pionier. **32** Sind – aus gelben Uhren – bei Starrköpfigen vergebliche Liebesmüh.

**Senkrecht** — **1** Herrscht in der Schule und wird Geldfälschern oft zum Verhängnis. **2** Im Kuchenrezept oder nach Burn-out auf der Fahrbahn zu finden. **3** Vorsteher, dem Zehner-Vorsatz vorsteht. **4** Bigfoots tibetischer, albinotisch anmutender Verwandter. **5** Himmlischer Stier-Anrainer oder Ochsenkarren lenkender Zweibeiner. **6** Sowohl «Nach den Tischen geht's ans Nischenwischen» wie auch «Jingle bells, jingle bells, ...». **7** Aerophon mit blechernem Ton, vorne mit Hintern. **8** Fundamental dafür und ebenfalls für YOLO-Anhänger. **9** Was Titelgegenstand eines ausgezeichneten Süskind-Romans verbreitet, ist minimal erweitert ausgezeichnet. **10** Camilles Zinken, mit Letztem begonnen besonnen. **12** Gemeindebund mit Fascis auf grünem Grund. **13** Eiserner fell beim Fall des Kommunismus. **18** Informant: Wird geköpft im Engelland ganz uncharmant auch gaffer genannt. **19** Über-Setzerin oder traghetto übersetzt. **20** Bei dieser Messe in 12 Senkrecht wird mitgebrachter Senf am Eingang angeblich konfisziert. **21** Mittel mit Mitteln für Anreiz. **23** Das Zuführen von Komestibilien oder dienen dem Abführen von Kombustibilienprodukten. **24** Seeungeheuerhabitat; ist vorhanden, wenn etwas nicht mehr vorhanden ist. **27** Lifeblood der Saudis und Texaner.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 624**

**Waagrecht** — **4** (NACHSCHLAG)EN  
**10** ACHTLOSIGKEIT **14** P(EINIGUNG)  
**15** EL: span. bestimmter Artikel **16** SOHN  
**17** PLEXIGLAS **18** OEL ins Feuer giessen.  
**19** PINBALL: Seriendelfin = Flipper  
**23** ERSTE Frau im Bundesrat oder im Weltall  
**25** DATEI: Anagramm von Diät  
**26** (HOSE)A **27** RES: lat. Ding **28** ARCHE(typ) **29** NENNWERT **30** LOHN

**Senkrecht** — **1** RACEHORSES: «Stewball» von Peter, Paul & Mary und Royal Ascot (Pferderennen) **2** (MAGGI)ATAL **3** (REEL)L: engl. Spule **4** NAPOLEON erlag bei Waterloo. **5** CHINESEN: Anagramm von Schienen **6** (SLIP)PER **7** COGLIERE: ital. pflücken/ergreifen **8** LINX (Luchs) **9** NINA Hagen: niña = span. Mädchen **11** TNT **12** SUENDER (Erbsünde) **13** KEGLER **20** BASTA: basta wird mit gehärtetem Ersten zu Pasta. **21** LICHT **22** ZAHN **24** TANZ: Flamenco oder Discofox

**Lösungswort** — **SINGLEBOERSE**

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien



## DIE ERSTE UHR AUF DEM MOND

Zum 50. Jahrestag der Mondlandung besinnt sich OMEGA jener goldenen Momente, die diesen legendären Tag bestimmt haben. Niemand erinnert sich daran so gut wie Buzz Aldrin, der eine OMEGA Speedmaster trug, als er den staubigen Boden des Mondes betrat und seine Spuren in der Geschichte hinterliess.

#MOONWATCH

**Ω**  
**OMEGA**

Boutiques OMEGA: Zürich • Genève • Luzern • Interlaken • Bern • Crans-Montana • Zermatt • Bürgenstock